

REZENSIONEN

Haslinger, Peter/Oswald, Vadim (Hgg.): Kampf der Karten. Propaganda- und Geschichtskarten als politische Instrumente und Identitätstexte.

Herder Institut, Marburg 2012, 348 S., zahlr. Abb. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung 30), ISBN 978-3-87969370-2.

„Im Raume lesen wir die Zeit“, so hat es Karl Schlögel formuliert und den Blick auf den Spatial Turn gelenkt, der in den Geistes- und Kulturwissenschaften längst angekommen ist. Raumkonzepte und Wahrnehmungsdispositionen gehören inzwischen zum methodischen Inventar auch der historischen Analyse. Schon aus diesem Grund ist es zu begrüßen, dass sich ein Band des Herder-Instituts mit der Rolle von Karten insbesondere im Hinblick auf Geschichtskonstruktionen in Ostmitteleuropa befasst und die historische Perspektive eben auf den „Kampf der Karten“ richtet, die als „politische Instrumente und Identitätstexte“ gelesen werden. Karten werden dabei als komplexe Zeichensysteme verstanden, die in der Regel keine Hinweise auf die zugrunde liegenden Selektions- und Darstellungsentscheidungen geben. Karten, so Jörg Dünne,¹ fungieren als zentrales Symbol einer territorial definierten Ordnung, durch die Karte wird ein Gebiet sowohl zu einem „vermessbaren Raum der Macht“ als auch zu einem „symbolisch kodierten Raum des Wissens“. Karten stellen daher Realitätsbehauptungen dar, sind aber auch oft Resultate politischer Konjunkturen, in denen hegemoniale Autorisierungs- oder Delegitimierungsstrategien die kartografische Aussage organisieren.

Da Karten somit an kommunikative Akte und Kontexte gebunden sind, geht es den meisten Autoren des Bandes weniger um die Wissensvermittlung per Karte, als vielmehr um die „Vorstellungswelt und Vergewisserungsmuster“, die sich den Herausgebern zufolge in Karten verdichten („Raumkonzepte, Wahrnehmungsdispositionen und die Karte als Medium von Politik und Geschichtskultur“, S. 1-12, hier 1). Der Fokus der Beiträge liegt somit neben Analysen der Genese von Kartenkonventionen und deren Vermittlungsleistungen auf den konstitutiven Dimensionen von Karten, also auf der Art und Weise, wie diese „Wirklichkeiten entwerfen, präfigurieren oder in Kontrast zu zeitaktuellen räumlichen Phänomenen mystifizierte Gegenbilder in der Wahrnehmung verankern“ (ebenda). Einbezogen in die Untersuchung werden auch kartografische Visualisierungen im Internet, zudem werden die Gefahren neuer Raumdeterminismen oder -essentialismen z. B. durch Konzepte wie Zentralität, Besitz, Reichweite oder Distanz reflektiert. Ein Ziel von Kartenaussagen ist letztlich die „Herstellung von Exaktheit und Aussageklarheit“

¹ Dünne, Jörg: Die Karte als Operations- und Imaginationsmatrix. Zur Geschichte eines Raummediums. In: Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (Hgg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld 2008, 49-69, hier 50.

bzw. eine „Verdinglichung von Raumbeschreibungen zu Raumvorstellungen“ (S. 4). Auch bei Karten geht es darum, kulturelle Kontingenz in vermeintliche Evidenz zu transformieren.

Ausgehend von einer prozessualen Betrachtung von Karten und unter Rückgriff auf die theoretische und empirische Kartografie widmet sich Dirk Hänsgen vom Leibniz-Institut für Länderkunde dem sozialen bzw. kulturellen Konstruktionscharakter – „Kartenlesen als alltagsweltliche Kulturtechnik“ (Chorematische Kartensprache zwischen französischem Geodesign und deutscher Geopolitik – ein Leseversuch, S. 62-84, S. 63). Sein überzeugendes Modell kartografischer Visualisierung unterscheidet zwischen epistemologischen, didaktischen und argumentativen Zugriffen und der auf diesen Ebenen reziprok verlaufenden Abnahme an Komplexität, der Zunahme an Wahrnehmungssteuerung.

Guntram Herb („Das größte Deutschland soll es sein! Suggestive Karten in der Weimarer Republik“, S. 140-151) widmet sich Karten, die auf Irreführung zielen und von binären Konzepten (z. B. der Differenzierung zwischen „richtigen“ wissenschaftlichen und „falschen“, propagandistischen Karten) ausgehen, wobei er vom Konzept der Kartensemiotik (Jacques Bertin) und dem Ansatz von J. Brian Haley ausgeht. Zwar vertreten diese Ansätze – wie auch die der Kritiker von Haley – ein Modell der sozialen Konstruktion, erklären dabei aber nicht, warum „Karten als naturalisierte Objekte mit einer fixen Bedeutung“ erscheinen (S. 146). Mit Hilfe von Judith Butler – so Herbs Vorschlag – lassen sich Kartenaussagen aber als performative und re-iterative Prozesse verstehen, denen Limitierungen und Regeln zugrunde liegen, „die definieren, was wir aus Karten lesen“ (S. 146). Auf diese Weise gelangt man zum Konzept des „geographs“ als Territorialitätskonzept: „Geographs (d.h. geopolitische Karten) drücken mehrheitlich akzeptierte Vorstellungen aus, die durch die Verbreitung durch Medien wie Zeitungen verstärkt, legitimiert und konsolidiert werden“ (S. 148).

Agnes Laba befasst sich mit der Rolle der Kartografie in Bezug auf den Versailler Vertrag, also kartografische Szenarien, mit denen die öffentliche Meinung in Deutschland mobilisiert werden sollte. Landkarten (wie auch Tabellen und Diagramme) evozieren durch ihren hohen Formalisierungs- und Standardisierungsgrad Wissenschaftlichkeit bzw. Objektivität und verlangen eine stark konventionalisierte Lese- und Deutungsart, wodurch sie einen hohen Grad an Überzeugungskraft erreichen („Die Kartierung des ‚Schmachfriedens‘ – Der Einsatz von Landkarten zur Mobilisierung der öffentlichen Meinung gegen den Versailler Vertrag in der Weimarer Republik“, S. 152-170, hier S. 154). Kartiertes Wissen fungiert eben häufig als unhinterfragtes (Experten-)Wissen! Als Visualisierung von Wissensbeständen über räumliche Gegebenheiten sind sie zudem in die Macht-Dispositive eingebunden; Karten, so Laba, markieren Besitzansprüche, naturalisieren Herrschaft, sind an der Produktion von gesellschaftlichem Wissen und Wirklichkeit beteiligt und bilden als soziale Konstrukte „manipulierbare Instrumente epistemischer Wissensgenerierung“ (S. 155).

Dem Thema Geschichtsatlanten widmen sich die Beiträge von Mirek Němec („Der Umgang mit Sprachenvielfalt und Multikulturalität: Geschichtsatlanten im Schulunterricht der Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit“, S. 182-199) und

Sylvia Schraut („Geschichtskonzepte im Geschichtsatlas – der Wandel von Schulgeschichtsatlanten in Deutschland, Österreich, Großbritannien und den USA in der Zwischenkriegszeit“, S. 228-257), die in vergleichender Perspektive Atlanten untersucht. Hinzu kommen Beiträge zur Kartografie der Ukraine (Anna Veronika Wendland: „Ikonographien des Raumbilds Ukraine. Eine europäische Wissenstransfergeschichte“, S. 85-120), der deutsch-polnischen Grenzgeschichte (Dariusz Przybytek und Gregor Strauchhold: „Von Versailles bis Potsdam: Die Auseinandersetzungen zwischen der deutschen und polnischen politischen Kartografie zwischen 1919 und 1945“, S. 200-215) sowie zur geologischen Kartografie in Ungarn, die – politisch instrumentalisiert – das Karpatenbecken zur natürlichen Grenze Ungarns erhebt (Róbert Keményfi: „Die geologische Karte als politisches Instrument im Dienst der Nation. Der Mythos des Tisia-Massivs in der ungarischen Geografie der Zwischenkriegszeit“, S. 216-227). Ferner findet man in dem Band Beiträge zu Völkerkarten (Hans-Dietrich Schultz: „Völkerkarten im Geografieunterricht des 20. Jahrhunderts. Ausgewählte Beispiele nebst Anregungen für den aktuellen Umgang mit diesem Kartentyp“, S. 13-61), zur kolonialistischen Kartografie am Beispiel Afrika (Susanne Grindel: „... und so viel von der Karte von Afrika britisch rot zu malen als möglich“. Karten kolonialer Herrschaft in europäischen Geschichtsschulbüchern des 20. Jahrhunderts“, S. 258-287) sowie zur kartografischen Visualisierung des Holocaust (Sebastian Bode und Mathias Renz: „Die Kartierung des Nicht-Kartierbaren. Die Visualisierung des Holocaust in aktuellen europäischen Geschichtskarten“, S. 288-311).

Dass die bisher analysierten Funktionen und Wirkungen von Karten auch Aktualität beanspruchen dürfen, zeigt der Blick auf die Kartografien der Nachbarschaft am Beispiel der EU. Die Suche nach neuen Grenzen der EU verläuft über Ausweitung und Ausdifferenzierung (Kern- bzw. Alteuropa, peripheres bzw. neues Europa, externes, d.h. noch-nicht Europa) und über die Kartierung einer inneren Vielfalt der Mitgliedsstaaten bei diffuser Einheitlichkeit nach außen, worin sich ein Wandel der kartografischen Repräsentationen in der Selbstbeschreibung der EU abzeichnet (Steffi Marung: „Die Kartierung der europäischen Nachbarschaft. Kartografische Narrative für eine neue Frontier“, S. 312-334).

Der Band, dies kann resümierend konstatiert werden, reflektiert den Stand der aktuellen Theoriedebatte, aus der sich erfolgreich Erkenntnisse für die Analysen von Geschichtskarten ableiten lassen. Karten dienen und dienen eben als Texte zur politischen Instrumentalisierung, Identifizierung und Emotionalisierung.

Hlaváček, Ivan: O mých předchůcích i současníkch. Soubor studií k dějinám archivnictví, historiografie a pomocných věd historických. Vydáno při příležitosti 80. narozenin autora. K vydání připravil Jan Kahuda [Über meine Vorgänger und Zeitgenossen. Eine Sammlung von Studien zur Geschichte des Archivwesens, der Historiografie und der historischen Hilfswissenschaften. Herausgegeben aus Anlass des 80. Geburtstags des Autors. Zur Herausgabe vorbereitet von Jan Kahuda].

Národní archiv, Praha 2011, 453 S., ISBN 978-80-86712-89-5.

Ivan Hlaváček zählt zu den bekanntesten Mediävisten, Hilfs- und Archivwissenschaftlern in seiner tschechischen Heimat und weit darüber hinaus – vor allem auch in Deutschland, wo er die neuen Ergebnisse der tschechischen Geschichtsschreibung seit vielen Jahrzehnten in zahllosen Rezensionen der Forschung in deutscher Sprache zugänglich gemacht hat. Der 1931 in Prag geborene Gelehrte, der ab 1950 an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität Archivwissenschaften studiert hat und anschließend bis zu seiner Habilitation 1966 als Assistent am dortigen Lehrstuhl für Historische Hilfswissenschaften und Archivistik tätig war, lehrte hier von 1967 bis 1990 als Dozent, übernahm nach der „Samtenen Revolution“ selbst den renommierten Lehrstuhl, war von 1991 bis 1994 Prodekan der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität und wirkte von 1992 bis 1998 auch als Gastprofessor an der Universität Konstanz. Hlaváček war ein allseits beliebter Lehrer; ein großer Teil der tschechischen Historiker und Archivare der letzten Generationen zählten und zählen sich mit Stolz zu seinen Schülern. Über die Jahre der kommunistischen Herrschaft in der Tschechoslowakei gelang es ihm trotz aller Schwierigkeiten, intensive freundschaftliche Kontakte über die Grenzen hinweg zu unterhalten, an denen auch der Rezensent dankbar teilhaben durfte.

Schwerpunkte seiner Forschungen bildeten Kanzlei und Umwelt König Wenzels IV., Archivistik, Diplomatie und Epigraphik, Schrift- und Bibliothekskultur, Herrschafts- und Stadtgeschichte so-wie kirchliche Verwaltungs- und Alltagsgeschichte vor allem der böhmischen Länder im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Auf all diesen Gebieten hat Hlaváček grundlegende und weiterführende Arbeiten vorgelegt, darunter eine lange Reihe von Monografien. Immer wieder überraschte er aber auch mit Ausflügen in andere Themengebiete und mit dabei gewonnenen neuen Einsichten. Hlaváček war und ist bis heute in vielen tschechischen und internationalen Gremien wissenschaftlich tätig, darunter als auswärtiges Mitglied der Monumenta Germaniae Historica (seit 1977), als Mitglied des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte (seit 1990), als Auswärtiges Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (seit 1993) und als Mitglied des Collegium Carolinum (seit 1996). Bei Symposien und anderen Veranstaltungen in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften war er ein gefragter Vorsitzender und Moderator. Die Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik ehrte den Gelehrten 1995 durch Verleihung der Palacký-Medaille und 2003 mit der Medaille „De scientia et humanitate optime meritis“.

Aus Hlaváček's Beiträgen wurden im letzten Jahrzehnt ihm zu Ehren mehrere umfangreiche Auswahlmengen publiziert: nach den Bänden „Knihy a knihovny

v českém středověku. Studie k jejich dějinám do husitství¹ und „Höfe – Residenzen – Itinerare“, herausgegeben von Mladá Holá, Martina Jeránková und Klára Woitschová auch im Namen von Marie Bláhová, der Nachfolgerin Hlaváček's auf dem Lehrstuhl für Historische Hilfswissenschaften und Archivistik der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität (Prag 2011), nun der hier vorzustellende Band über Vorgänger und Zeitgenossen seines Fachgebiets in Prag.

Den Einzelaufsätzen dieser Sammlung geht eine über achtzigseitige zusammenfassende Darstellung des Gangs der historischen Hilfswissenschaften in den böhmischen Ländern voraus, die 1988 nach zwei Jahrhunderten an den Beginn der Beschäftigung mit diesem Fach an der Karlsuniversität erinnert und bereits kurz auf viele später näher behandelte Persönlichkeiten hinweist (S. 9-92). Im Anschluss daran enthält der Band Beiträge über zwei sich früh gezielt mit den Problemen jener Disziplin beschäftigende Gelehrte: Franz Martin Pelcl (1734-1801) und František Palacký (1798-1876) (S. 93-101 bzw. S. 102-115). Der folgende Block gilt Hlaváček's großen Vorgängern seines Fachs im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Josef Emler (1836-1899), August Sedláček (1843-1926), Jaroslav Goll (1846-1929) und seiner Schule, Ferdinand Tadra (1844-1900) sowie den Archivaren und Historiografen der Stadt Eger (Cheb) und des Egerlandes, vor allem verkörpert in Heinrich Gradl (1842-1895) und Karl Siegl (1851-1943) (S. 116-266). Die Würdigungen der Gelehrten aus der Generation der um 1900 Geborenen werden durch sechs, von hoher Verehrung für seinen Lehrer Václav Vojtěšek (1883-1974) zeugende Beiträge eingeleitet (S. 267-327). Es folgen Würdigungen des Hussitologen František Michálek Bartoš (1889-1972), des Numismatikers und Wirtschaftshistorikers Gustav Skalský (1891-1956), des Kulturhistorikers Zdeněk Kalista (1900-1982), des Diplomaten Jindřich Šebánek (1900-1977) und des katholischen Kirchenhistorikers Jaroslav Kadlec (1911-2004) (S. 328-353). Eine beträchtliche Zahl ihrer grundlegenden Werke ist nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs entstanden, für Kadlec gilt dies ausschließlich.

Den personenbezogenen Teil des Bandes schließen Nachrufe auf Kollegen, Schüler und Freunde Hlaváček's an der Universität und im Archivdienst sowie Glückwunschartikeln und Vorworte zu Publikationen für befreundete Zeitgenossen ab (S. 354-436); gewürdigt werden (nach dem Geburtsjahr geordnet): Sáša Dušková (1915-2000), František Kavka (1920-2005), František Hoffmann (*1920), Zdeněk Fiala (1922-1975), Karel Beránek (*1924), Jiří Pražák (*1926), Pavel Spunar (*1928), Jaroslav Kašpar (*1929), Jan Bistrický (1930-2008), Rostislav Nový (1932-1996), Dušan Třeštík (1933-2007), František Šmahel (*1934), Eva Šmilauerová (*1935), Stanislav Šisler (1938-1996), Zdeňka Hledíková (*1938) und Marie Bláhová (*1944).

Am Ende des Bandes finden sich ein den Beruf des Archivars allgemein würdiger Beitrag über Archivare, Schriftsteller, Politiker und kulturelle Akteure sowie

¹ *Hlaváček, Ivan: Knihy a knihovny v českém středověku. Studie k jejich dějinám do husitství [Bücher und Bibliotheken im böhmischen Mittelalter. Studien zu ihrer Geschichte bis zum Hussitismus].* Praha 2005; das Buch wurde von der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität Prag in Zusammenarbeit mit der Universität Konstanz herausgegeben.

ein kurzes Nachwort des Herausgebers. Auf das Ganze gesehen bietet die Sammlung der erstmals vielfach an entlegener Stelle publizierten Aufsätze – nicht zuletzt wegen der umfassenden Literaturhinweise in den Anmerkungen – ein willkommenes Nachschlagewerk über Personen, Themen und Probleme der Historischen Hilfswissenschaften und der Archivistik in Tschechien, mit vielfachen Ausblicken auf die Verhältnisse in Europa.

Erlangen

Franz Machilek

Schattkowsky, Martina (Hg.): Das Erzgebirge im 16. Jahrhundert. Gestaltwandel einer Kulturlandschaft im Reformationszeitalter.

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2013, 430 S., Abb. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 44), ISBN 978-3-86583-737-0, ISSN 1439-782X.

Die Mittelgebirgslandschaft des Erzgebirges (Krušné hory) bildet für die sächsische wie auch für die böhmische Geschichte eine bedeutsame Region. Vor allem die reichen Silber- und Zinnerzfunde waren für die wirtschaftliche Entwicklung beider Länder entscheidend, sie lockten viele Menschen an und sorgten so mittelbar für die Namensverschiebung von den – aus sächsischer Perspektive – „Böhmischen Wäldern“ hin zum „Erzgebirge“. Höhepunkt des Bergbaus und der Besiedlungswellen war das 16. Jahrhundert, das durch die Reformation zugleich auch viele Veränderungen in konfessioneller Hinsicht mit sich brachte. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Prozessen ist lange Zeit eher cursorisch geblieben, erschienen sind vor allem Fallstudien und Arbeiten zu Einzelaspekten. Eine moderne landschaftsgeschichtliche Gesamtdarstellung ist – mit Konzentration auf den sächsischen Raum – erst vor wenigen Jahren erschienen.¹

Eine Tagung des Dresdener Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) hatte es sich im Oktober 2011 zum Ziel gesetzt, diese Lücken aufzuzeigen und weiterführende Forschungsperspektiven zu entwickeln sowie „[...] intensiver über historische Prozesse und Akteure nachzudenken, die diese Gebirgslandschaft im Lauf der Jahrhunderte mit geformt und geprägt haben“ (S. 13). Als Konferenzort entschied man sich für Annaberg-Buchholz und damit für eine Stadt, die ihre Gründung Ende des 15. Jahrhunderts und ihre Blüte im 16. Jahrhundert dem Silberbergbau verdankte.

Aus der Tagung ist ein Sammelband hervorgegangen, der Aspekte der Wandlungen der Region im Betrachtungszeitraum beleuchtet. Böhmisch-tschechische Bezüge weist dabei besonders der Abschnitt „Grenzübergreifende Lebenswelten“ auf, dessen Beiträge im Folgenden näher vorgestellt werden sollen.

An die vielfältigen jüngeren Forschungen zu grenzüberschreitenden Aktivitäten von Adelfamilien in der Frühen Neuzeit knüpft Martin Arnold (Dresden) an. Er schildert die Handlungsoptionen, die Mitglieder von Familien wie die der von Bünau oder von Salhausen hatten, wobei es ihm besonders um Migration im Reformationszeitalter und die dahinterstehenden religiösen und politischen Konflikte

¹ Vgl. *Schattkowsky, Martina (Hg.): Erzgebirge.* Leipzig 2010 (Kulturlandschaften Sachsens 3). Entsprechend der Reihenkonzeption steht dabei der sächsische Teil der Region im Zentrum.

geht. Bereits seit Beginn des 16. Jahrhunderts ließ sich eine zunehmende Ansiedlung von Angehörigen sächsischer Adelsgeschlechter im Gebiet jenseits des Erzgebirgskamms verzeichnen. In der zweiten Jahrhunderthälfte kam es dann bereits zu Heiraten mit Vertretern der einheimischen Häuser, worauf sich „innerhalb des Standes bald ein tschechisch-deutscher Bilingualismus aus[bildete]“ (S. 292). Neben wirtschaftlichen Aspekten – etwa dem Zugriff auf Erzvorkommen in den böhmischen Territorien – lassen sich hierbei nach Arnold auch religiös-konfessionelle Gründe anführen. Rudolf II. von Bünau etwa siedelte 1534 ins Böhmisches über und bemühte sich, auf seinen Besitzungen Einflüsse des Luthertums zurückzudrängen, was ihm dort leichter fiel als im zunehmend reformatorisch gesinnten Sachsen. Auf der anderen Seite waren es Adelige wie die Brüder von Salhausen, die bereits kurz nach 1517 auf ihren böhmischen Gütern lutherische Geistliche einsetzten.

Die Rolle von Frauen im Montanwesen des böhmischen Erzgebirges untersucht Kateřina Matasová (Ústí nad Labem) am Beispiel der Arbeit von Frauen, die im Joachimsthaler Bergbau als Gewerkinnen tätig waren. Auf der Grundlage des örtlichen Gewerkebuches von 1589 zeigt die Autorin den großen Anteil von „Kux-Inhaberinnen“ (jede Zeche der Stadt war in 128 Anteile, sogenannte Kuxe, unterteilt), die zumeist aus der Region stammten und über Schuldverschreibungen, Kauf, Erbschaft oder Schenkung in den Besitz entsprechender Rechte gelangen konnten. Bei 218 „Gewerkschaften“, die in der Quelle verzeichnet sind, war lediglich in einem Bergwerk keine Frau als Gewerkin tätig, wobei Männer zumeist mehr Anteile besaßen und an mehr Zechen beteiligt waren. Besonders intensiv tat sich Lucretia von Schlick hervor, die an mehreren Gruben Anteile hielt. Im Joachimsthaler Bergbau war auch die sächsische Familie von Schönburg aktiv, die sich sonst eher auf ihre heimatischen Besitzungen konzentrierte.

Aktuelle Bezüge weist der Beitrag von Helmuth Albrecht (Freiberg) über den Stand des Welterbeprojektes „Montane Kulturlandschaft Erzgebirge/Krušnohoří“ auf, das seit Ende der neunziger Jahre läuft. Der Schwerpunkt des Projekts liegt mit etwa 520 Objekten in 42 geplanten „Elementen“ gleichwohl auf sächsischer Seite, für Tschechien werden bisher lediglich sechs potentielle Standorte untersucht. Die Bedeutung des Montanwesens im Betrachtungszeitraum des Bandes hatte eine der zentralen Grundlagen für den Projektantrag gebildet. Albrecht beschränkt sich in seinen Ausführungen indessen weitgehend auf sächsische Objekte, lediglich Joachimsthal (Jáchymov) und seine Bedeutung gerade auch für das Münzwesen der Zeit nimmt er näher in den Blick.

Tschechisch-böhmische Bezüge finden sich darüber hinaus auch in weiteren Beiträgen des Bandes, wobei eine solche „grenzüberschreitende“ Perspektive wohl mittlerweile als selbstverständlich gelten und nicht mehr in eine gesonderte Sektion verschoben werden sollte. Friedrich Naumann (Chemnitz) etwa befasst sich in seinem Beitrag zu den Technologien im regionalen Bergbau auch mit der hohen Bedeutung des Zinnbergbaus im böhmischen Erzgebirge. Die enge Verflechtung der Region wird besonders an personellen Konstellationen deutlich, da viele Protagonisten sowohl auf böhmischer als auch auf sächsischer Seite aktiv waren. Dies gilt etwa für prominente Beispiele wie Georgius Agricola, der sich in der zweiten Hälfte der 1520er Jahre in Joachimsthal niederließ, worüber u. a. Andrea Kramarczyk

(Chemnitz) berichtet. Im Bereich der Architektur lassen sich ebenfalls Transferprozesse zeigen. So dienten Bauformen des Georgsklosters und des Domes St. Veit auf der Prager Burg als Vorbilder u.a. für die Gestaltung der Annaberger St. Annenkirche, wie Stefan Bürger (Dresden) in zwei Beiträgen zeigt. In kultureller Hinsicht von Bedeutung gerade in Hinblick auf die Verbreitung protestantischen Liedguts und damit der Reformation waren zudem „[...] die böhmisch-sächsischen Musikbeziehungen im 16. und 17. Jahrhundert“ (S. 403), wie Werner Kaden (Chemnitz) betont. Zu nennen ist hier etwa das Wirken des Predigers Johann Mathesius und des Kantors Nikolaus Hermann in Joachimsthal. Den Auswirkungen der Reformation gewidmet sind weiterhin die Beiträge von Franziska Neumann (Dresden) zum Verhalten des Schneeberger Kondominats bezüglich der religiösen Neuerungen – die Stadt wurde seit der Leipziger Teilung 1485 von beiden wettinischen Linien regiert – und von Winfried Müller (Dresden) zur protestantischen Festkultur am Beispiel von Feiern zum Reformationsjubiläum, womit der Autor über den Zeitraum des 16. Jahrhunderts hinausgeht.

Bei alledem wird für Sachsen deutlich, dass das Erzgebirge in dieser Zeit in sozial-ökonomischer und fiskalischer Hinsicht die Zentralregion des Landes war, obgleich sie nach territorialpolitischen Gesichtspunkten im Grenzbereich zu Böhmen lag, wie Uwe Schirmer (Jena) in seinen Ausführungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Region hervorhebt – einer Region zumal, in der ein Großteil der Bevölkerung in Städten lebte. Michael Wetzel (Zwönitz) verweist in seiner Untersuchung zur Verwaltungsstruktur und -geschichte im Kontext der Neuordnung der Landesverwaltung unter Kurfürst Moritz ebenfalls auf dieses Spannungsfeld: „Das Erzgebirge [...] war längst nicht mehr der unbekannte Grenzwald, sondern eine Schlüsselregion in den politisch-strategischen Überlegungen der Kurfürsten Moritz und [dessen Nachfolger] August“ (S. 44). Dies wird auch an den gelegentlichen Verhandlungen über den Grenzverlauf deutlich, wie sie etwa zwischen 1549 und 1558 mit dem böhmischen König (und ab Mitte der 1550er Jahre römisch-deutschen Kaiser) Ferdinand I. geführt wurden. Konkret ging es hier um die Teilung des Amtes Schwarzenberg mit den wichtigen Bergstädten Gottesgab (Boží Dar) und Platten (Horní Blatná), die letztlich der böhmischen Krone zugeschlagen wurden. In einer Lokalstudie am Beispiel der Eisenhammerwerke im Mittweidatal illustriert Karsten Richter (Chemnitz) einmal mehr die Bedeutung des Bergbaus für die Region. Weit über diese hinaus weist Philipp Robinson Rössner (Manchester/Leipzig), der die kontinentalen Verflechtungen des Münzwesens der Zeit aufzeigt: Aufgrund der „Weichgeldpolitik“ umliegender Territorien geriet die sächsische Gulden- und Groschenwährung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stark unter Druck, so dass trotz der großen Silbererzfunde und einer gegensätzlich ausgerichteten Münzpolitik der Feingehalt der umlaufenden Münzen im Durchschnitt abnahm, wobei gerade auch die im alltäglichen Zahlungsverkehr sehr präsenten böhmischen Groschen eine Rolle spielten. Hier zeigt sich eindrücklich, dass es auch in regionalgeschichtlich ausgerichteten Studien immer wichtig bleibt, einen größeren Kontext im Blick zu behalten.

Niedhammer, Martina: *Nur eine „Geld-Emancipation“? Loyalitäten und Lebenswelten des Prager jüdischen Großbürgertums 1800-1867.*

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013, 340 S., 22 Abb., 5 Stammbäume, ISBN 978-3-525-31020-5.

In July 1844, the German-language Jewish newspaper “Der Orient” published an article on political developments in Austria by its Prague correspondent. In terse, bitter language the anonymous correspondent underscored the incongruousness of a political situation in which select, wealthy Jews were granted “privileges” (Vorrechte) – for example, to buy houses from Christians in which to live outside the Jewish quarter – while the vast majority of Jews still lacked basic “rights” (Rechte). “How insulting such a privilege, granted to but a few individuals, is to the Jews as a whole,” the correspondent observed, “is obvious.”¹ How was it, he asked, that the ban on the acquisition of Christian houses outside the Jewish quarter – once held to be virtually sacrosanct – could be lifted? Through a peculiar kind of emancipation it seemed, dubbed by the correspondent a “Geld-Emancipation,” an emancipation of money. Financial considerations appeared to trump religious principle and historical practice, just as the same considerations managed to lift a small portion of the Jewish community out of its pre-emancipation state into as yet uncharted legal, social, and economic waters.

It is precisely this exceptional sub-group within the Prague Jewish community – the people who no longer lived within the physical confines of the Jewish quarter during the Vormärz years – that has attracted Martina Niedhammer’s attention in her fascinating and important new book. “Nur eine ‘Geld-Emancipation?’” represents a significant departure from the ways in which historians traditionally have approached the study of Jewish culture and society in Prague during the half-century that preceded formal Jewish emancipation in 1867. While its focus is on Jewish economic elites, some of whom assumed leading roles in the production and printing of textiles in Bohemia, it does not present a conventional economic history; nor, by virtue of its relatively small set of actors, can it be considered social history in the usual sense of the term. For Niedhammer has narrowed her field of vision to focus on five families – out of a possible twenty or so – who, by virtue of their wealth and occupation (wholesale trade and industry), fall into the category of “upper bourgeoisie” (Großbürgertum): the Porges (von Portheim), Dormitzer, Jerusalem (von Salemfels), Lämél, and Prizbram clans.

Such selectivity, combined with the author’s determination to write neither a social nor an economic history, produces a number of methodological challenges. Niedhammer addresses the most obvious one by labeling her study a “group biography.” (This is to be differentiated from “collective” biography, which is necessarily cumulative and comparative in perspective.) Group biographies, she argues, emphasize social networks, help to reveal loyalties, attachments, and relationships, and ultimately reconstruct the “Lebenswelten” (living environments) in which they circulated. “Lebenswelten” are further defined as “the experiences, perceptions, and

¹ Der Orient, Nr. 27 (2 July 1844), p. 214.

relations of the individual within a larger social structure” (p. 23). “Life worlds,” then, might also be an apt translation. The term, Niedhammer remarks, refers directly to the individual and his/her embeddedness (*Verortung*) in urban space.

In identifying “Lebenswelten” as her object of analysis, Niedhammer is also addressing several widely-accepted notions regarding Bohemian Jewish elites in the nineteenth century with which she takes issue. One image portrays wealthy Jews in the Vormärz period pursuing assimilation head-on with a concomitant loss of Jewish identity; another presumes their complete identification with German culture and political domination in the Bohemian lands; and a third is that of a self-interested elite, happy to accept privileges that the rest of Jewish society lacked and unwilling to challenge the Habsburg state regarding its Jewish policies. Niedhammer’s goal is to challenge such readings of Bohemian Jewish history precisely by focusing on the real life social networks and attachments, the self-perceptions and local embeddedness, of wealthy Jewish families in Prague.

“Nur eine ‘Geld-Emancipation?’” constructs the “Lebenswelten” of the Prague Jewish upper bourgeoisie through a series of six chapter portraits. The first, titled “On the Jerusalem Island” (after an eponymous island on the Moldau/Vltava river) looks at the economic activity of these Jewish families, their competition with Christian entrepreneurs, their encounter with legal and bureaucratic impediments – and with the anti-semitism of their Christian competitors – and their formation of a collective self-consciousness. In the following chapter, the Sophiensaal, located in Prague’s Neustadt/Nové město, is meant to symbolize the social contacts that occurred outside of the house and family, the access gained by Prague’s wealthier Jewish families to non-Jewish society, and their ensuing cultural and patriotic attachments. The families’ close connections to the Prague Jewish community and its institutions are explored in chapter three (“At the Temple on Geistesgasse”). The fourth chapter looks closely at the political initiatives launched by members of the Prague Jewish elite, its negotiations with the Habsburg authorities viewed in the context of the Court Chancery in Vienna. Chapter five, which revolves around the “Portheimka,” the Rococo palace of the Porges von Portheim family in Smíchov, explores the internal (innerhäuslich) contacts and connections among the Jewish upper bourgeoisie. The final chapter, “Nach Jerusalem!”, turns its attention to the establishment of charitable endowments for the maintenance of the Jewish community dedicated to the memory of individual families. Its particular focus on an institution for the care of small children established in Jerusalem by Elise Herz (born Lämél), in memory of her father Simon, allows for a consideration of the attachments of Prague Jews to Palestine as an “imagined place”.

Martina Niedhammer puts forth a number of important conclusions that ought to revise conventional wisdoms regarding Prague Jewish society prior to 1867. She paints a portrait of an assured social group, united by strong collective bonds (and, yes, a strong sense of noblesse oblige), who were not afraid to confront their antagonists in both the economic and political realms. The wealthier Jews in Prague may have spoken primarily German in their daily lives, but they did not uniformly identify with German in a national-political sense. They demonstrated, rather, “heterogeneous national loyalties,” reflecting the reigning cultural pluralism and

“Landespatriotismus” of the Vormärz period in general. The attachments of the upper bourgeoisie to the Jewish Quarter and its religious institutions remained strong throughout the period under review. Although the five families had left the Jewish Quarter long before the granting of free movement and settlement in 1848, they remained connected to the Jewish community and its institutions. Some of the wealthy Jews agitated for moderate religious reform; others, like the Przibrans, favored traditional Orthodoxy. But all identified with the Jewish community “as Jewish place” and considered Judaism to be a vibrant faith. Finally, in their political relations with the Habsburg authorities, despite an “ostensible loyalty” to the imperial house, Niedhammer argues, personal documents (such as the correspondence between Leopold Lämle and his nephew Gustave d’Eichtal) reveal a more critical appraisal of Habsburg policies toward its Jewish population. The families offered numerous proposals, moreover, for the amelioration of the social conditions in which Jews lived.

The book’s overarching concern, it seems, is to redeem the Prague Jewish upper bourgeoisie from a particular social criticism: the claim that they were primarily concerned, both as a group and as individuals, with social advancement and cultural assimilation, goals which they pursued at all cost. To the contrary, Niedhammer argues, the individuals who composed this social and economic elite possessed multiple and complex identities and sought to integrate different loyalties. At the same time, they were solidly grounded in Prague as place and attached to its varied cultural forms and expressions. The author has made a very strong case here. If I hesitate to endorse it fully it is only because I feel she may have misread the critique offered originally in “Der Orient” and which, in the form of a question, frames her book. In 1844 the Prague correspondent had directed the accusation of “Geld-Emancipation” not at the wealthy Jews of Prague but at the state. It was the Austrian state that offered a small segment of the Jewish population an “ersatz” emancipation based on financial considerations even as it refused to abolish the discriminatory Jewish tax or allow for complete freedom of movement and occupation. Later in the article the writer from Prague charged that the discrepancy between partial emancipation and discrimination was based on the same set of financial considerations: The Austrian state, while promoting Jewish trade and industry, while allowing the confines of the ghetto to be breached, could not afford to repeal the Jewish tax because it was in desperate need of the funds that it provided.² The state needed to get its fiscal house in order.

This is, in sum, a valuable contribution to the cultural and social history of Central European Jews in the decades leading up to emancipation, derived from a rich and varied assortment of primary sources: ego documents of various types, portraits, photographs, and gravestone inscriptions, newspapers, testaments, government documents, association records, and more. As with any truly suggestive work, perhaps, I find myself wishing that the author had considered more explicitly its implications for other contexts and other key historical narratives. What is the relationship, for example, between these nineteenth century elites and the Court Jews of earlier centuries? In terms of esprit de corps, economic innovation, connections to the

² The Jewish tax was finally repealed in 1846.

court, and responsibility to the Jewish community, there appear to be many similarities. In what ways do our five families and others like them break with pre-modern patterns of “shtadlanut” (intercession), state building, and economic development? Phenomenologically, the breaching of the ghetto walls by the Jewish elite in Prague suggests a later “selective integration” (to borrow a term from Benjamin Nathans) in the Russian empire involving Jews who, by virtue of their meeting exceptional criteria, were able to leave the confines of the Pale of Settlement and move to Russia proper, there to interact with the Russian state and society on a very different level. Can the Habsburg monarchy prior to 1867 be said to have engaged in its own form of selective integration? And, if so, what exactly occurred in Austria in 1867, in Hungary in 1868, or in Germany in 1871? Is there a need to question the very concept of emancipation?

St. Louis

Hillel J. Kieval

Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848-1867. Abt. III: Das Ministerium Buol-Schauenstein. Bd. 6: 3. März 1857 - 29. April 1858. Bearbeitet und eingeleitet von Stefan Malfèr.

Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften, Wien 2014, LXV, 426 S. (Die Protokolle des Österreichischen Ministerrates 1848-1867, 3/6), ISBN 978-3-7001-7561-2.

Eine „große Zeit“ des österreichischen Neo-Absolutismus waren die 14 Monate des Ministeriums Buol-Schauensteins gewiss nicht, die der hier anzuzeigende Band der „Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848-1867“ dokumentiert. Auch befanden sich die Minister längst nicht mehr im Zentrum der Politik, seitdem der junge Kaiser Franz Joseph 1851/52 begonnen hatte, absolutistisch, also ohne konstitutionelle Hemmung, selbst zu regieren. Den Weg dazu geebnet hatte schon sein erster Ministerpräsident, als er 1849 mit der Verfassung auch das Parlament suspendierte. Fahrlässig oder bewusst hatte Schwarzenberg damit das Widerlager beseitigt, das einem Ministerium in der konstitutionellen Monarchie ermöglicht, den Monarchen von der Unmöglichkeit einer Politik zu überzeugen. Denn außer auf dem Sachverstand der Bürokratie beruht seine Macht auch und vor allem auf seiner Stellung zwischen Monarch und Volksvertretung und der Fähigkeit, die Kompromisse zu vermitteln, aus denen auch die monarchische Politik letzten Endes besteht. Jetzt war es nur noch wenig mehr als das Gremium, das für die Beratung von Querschnittsfragen und den Ausgleich von Divergenzen zwischen den Ministerien nötig war.

1856/57, sieben Jahre nach dem Sieg über die Revolution, konnte der Kaiser es sich leisten, Österreich während einer langen Reise sich selbst zu überlassen, um mit seiner charmanten jungen Frau in Italien und Ungarn zu versuchen, dort das verlorene Vertrauen in seine Monarchie wiederherzustellen. Durch ein Konkordat hatte er die Unterstützung der katholischen Kirche gewonnen, nun sollte auch das Verhältnis zu den rund dreieinhalb Millionen Protestanten (immerhin fast zehn Prozent der Gesamtbevölkerung) neu geregelt werden. Da die meisten von diesen in Siebenbürgen und in der heutigen Slowakei, also im noch nicht wieder für den österreichischen Kaiserstaat gewonnenen „Ungarn“ lebten, war auch das eine eminent

„politische“ Aufgabe. Die „Wirtschaftskrise von 1857“ stellte den Staat vor allem wegen ihrer Auswirkungen auf die Finanzierung des Eisenbahnbaus vor eine nicht leichte, aber schließlich doch lösbare Aufgabe. Die Presse und das Verhältnis der Regierung zu ihr und schließlich der Beginn der Stadterweiterung durch die Beseitigung des „Rings“ der Befestigungen, die bis heute das Bild der Wiener Innenstadt bestimmt, waren weitere große Themen, mit denen die Minister befasst wurden.

Von den die Leser der „Bohemia“ in erster Linie interessierenden Themen standen nur die Verhältnisse der Protestanten im Zentrum der Beratungen. Aber natürlich kam immer wieder auch sonst Böhmisches und Mährisches zur Sprache. Es ist über die detaillierten Register und deren Sach- und vor allem Ortseinträge leicht zu finden. Überhaupt – und das ist nicht ihr geringstes Verdienst – erleichtern außer den detaillierten Einleitungen die gründliche Kommentierung und der „Apparat“ dieser großen Edition den Forschern auf den verschiedensten Gebieten die Arbeit sehr. Die Aufgabe war kaum arbeitsteilig, nicht leicht und schon gar nicht schnell zu erledigen. Dieser vorletzte Band der Abteilung „Ministerium Buol-Schauenstein“ konnte erst nach 38 Jahren vorgelegt werden, das ganze Unternehmen, dessen Einleitungsband 1970 erschien, wird nach fast einem halben Jahrhundert hoffentlich bald zu einem guten Ende geführt werden können. Eine zweite und dritte Serie für die Jahre 1867 bis 1918 ist in Arbeit, erste Bände sind bereits erschienen. Stefan Malfer, der seit 1981 schon sieben Bände und auch diesen neuen bearbeitet hat, ist sehr zu danken und herzlich zu gratulieren.

Tübingen

Bernhard Mann

Bláha, Filip: Frauenkörper im Fokus. Wahrnehmung zwischen Straße und Turnplatz in Prag und Dresden vor dem Ersten Weltkrieg.

Peter Lang, Frankfurt/Main 2013, 282 S. (Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen 11), ISBN 978-3-631-63390-8.

Filip Bláhas „Frauenkörper im Fokus“ stellt mit Prag und Dresden zwei urbane Zentren in den Mittelpunkt einer historischen Untersuchung großstädtischer Öffentlichkeit und gesellschaftlicher Begegnungsräume in der Zeit der Reichsgründung und des Ersten Weltkriegs. Den Autor interessieren weniger die gesellschaftlichen Konstellationen, vielmehr geht es ihm um „Wahrnehmungsdiskurse“, die er rekonstruieren und unter der Fragestellung analysieren möchte, welchen Einfluss „neu gestaltete großstädtische Räume“ und der „Nationaldiskurs“ auf „die Wahrnehmung des Frauenkörpers“ hatten. Das Ziel ist es, „mit Hilfe von Bildmaterial [...] die verlorene Plastizität des Frauenkörpers in Prag und Dresden vor dem Ersten Weltkrieg zu vermitteln“, die Arbeit solle „ein Bild liefern, das den Frauenkörper und seine Wahrnehmung in verschiedenen Facetten sichtbar und verständlich macht [...]“ (S. 15 f.).

Bláha gliedert sein Buch in vier Abschnitte: Der einleitende erste Teil stellt Anliegen und Vorgehensweise vor und erläutert die theoretischen Prämissen, wobei Bláha mit der Verbindung der drei Stichworte „Raum“, „Körper“ und „Nation“ die zentrale „Denkfigur“ setzen möchte. Trotz der Rückbindung an bekannte theoretische Ansätze bleibt diese Trias doch diffus: Sollen mit den drei Topoi Konzepte

bezeichnet werden, die miteinander korrespondieren bzw. die auf der Grundlage der zu untersuchenden Materialien zusammenzubringen sind? Oder bieten sich die drei als (zunächst generell gehaltene) Kategorien der Beschreibung an? Wie sind sie zur Problematik der „Wahrnehmung“ in Beziehung zu setzen, die die Untersuchung ja bestimmen soll? Das die Einleitung abschließende, längere Unterkapitel zur Fotografie liefert Ansätze zur Klärung. Bláha definiert hier fotografische Quellen als Dokumente gewesener Wahrnehmung. Diese möchte er aus dem Dokument „herauspräparieren“ und zur Grundlage seiner Untersuchung über den Frauenkörper machen.

Entsprechend beschäftigt sich der zweite Abschnitt mit „Frauenkörpern vor dem Objektiv“. Bláha untersucht hier (Porträt-)Fotografien von Anna Fingerhut, einer tschechischen Nationalikone, und ein zeitgenössisches Fotoalbum. Beide Fallstudien liefern detaillierte Aussagen darüber, wie die Porträtierten dargestellt werden, und dienen Bláha zur Rekonstruktion des „Wahrnehmungsdiskurses“. Allerdings geht er nicht darauf ein, wie die (fotografischen) Mittel der Darstellung oder gar Inszenierung eingesetzt wurden, um eine bestimmte Wahrnehmung zu erzeugen, oder um die Art der Wahrnehmung zumindest zu lenken.

Der dritte Abschnitt „Stadt“ behandelt ausgewählte Einzelaspekte der Großstadt in der Moderne. So gibt es einen Abschnitt zum Kaffeehaus, einen zur Prostitution und einen weiteren über Warenhäuser und Werbung. Bláha spricht damit typische Kennzeichen der Großstadt in der Moderne an und setzt geschickt Akzente. Er argumentiert, dass die räumlichen und sozialen sowie die kommunikativen Konstellationen nachhaltig daran beteiligt seien, eine diskursiv sanktionierte, kollektive Vorstellung vom weiblichen Körper zu schaffen, die wiederum auf die Einzelnen und ihre individuellen Körpervorstellungen zurückwirke. Allerdings wird das Motiv des Flaneurs in diesem Teil des Buches stark überstrapaziert: Diese Figur erscheint bei Bláha als Gegenpart zu den weiblichen Gesellschaftsmitgliedern und als Produzent einer generalisierenden Wahrnehmung des Weiblichen. Gerade weil der Autor davon ausgeht, dass sich die Frauen den Wahrnehmungsmustern der Flaneure wie einer gültigen Norm unterwarfen, diese also als wichtige Instanzen der Wahrnehmung fungierten, ist es bedauerlich, dass keine Auseinandersetzung mit dem kulturgeschichtlich stark konnotierten Flaneur-Begriff erfolgt.

Der vierte und umfangreichste Abschnitt „Turnen“ bildet den zentralen Teil der Studie. Bláha analysiert hier den Zusammenhang zwischen dem städtischen Milieu und dem Turnen bzw. der Turnbewegung in einem breiteren Kontext, wobei er den Schwerpunkt auf Körpervorstellungen und den Genderaspekt legt. Zunächst liefert er einen Abriss der Geschichte und der sozialen Funktion der Turnerbewegung und der Rolle, die den „Frauenvereinen“ dabei zukam. Er rekapituliert den zeitgenössischen Gesundheitsdiskurs – hierfür analysiert er die (kanonisch wichtige) Dresdener Hygiene-Ausstellung von 1911 – und die Idealisierung des gesunden Körpers u. a. anhand des Wirkens der „Deutschen Turnväter“ Johann Christoph Friedrich Gutsmuths, Friedrich Ludwig Jahn und Adolf Spieß. Für die tschechische Seite werden Miroslav Tyrš und der Prager Sokol ausführlich vorgestellt. Sowohl anhand des Dresdener als auch des Prager Beispiels kann Bláha zeigen, wie sich die weibliche Turnerschaft in der ursprünglich rein männlichen Turnbewegung einen Platz sichern

konnte. Diese langsame Umcodierung vollzieht er auch anhand fotografischer Darstellungen nach, an denen die Inszenierungsweisen einer körperlichen Ästhetik des Turnens sichtbar werden.

Bláhas Arbeit ist eine instruktive und materialreiche Studie mit etwas disparater Erscheinung. Sie ist in nicht unwesentlichem Maße von einigen stilistischen Eigenwilligkeiten geprägt. Dies resultiert leider zuweilen in Formulierungen mit geringer Treffsicherheit, was die Nachvollziehbarkeit des Argumentationsganges mitunter behindert. Ob dem die unklare Verwendung des (zentralen) Terminus Wahrnehmung, angelastet werden muss, bleibt kritisch zu fragen: Meint der Autor einen Prozess (das Wahrnehmen) oder ein Resultat (das Wahrgenommene)? Vielfach nämlich erscheinen die Ausführungen, als beschrieben sie nicht die Perzeption. Zumindest zu fragen ist daher, ob der Begriff der Darstellung die untersuchten Phänomene nicht besser getroffen hätte.

Leipzig

Stephan Krause

Kostrbová, Lucie: Mezi Prahou a Vidní. Česká a vídeňská literární moderna na konci 19. století [Zwischen Prag und Wien. Die tschechische und die Wiener Literarische Moderne am Ende des 19. Jahrhunderts].

Academia, Praha 2011, 490 S., ISBN 978-80-200-1966-0.

Bereits mit dem Titel ihrer komparatistisch angelegten Monografie „Zwischen Prag und Wien“ weist Lucie Kostrbová auf den Bogen hin, den sie spannt: Die Stadtnamen Wien und Prag bezeichnen hier nicht nur die zwei wichtigsten Metropolen der Österreich-ungarischen Monarchie, sondern jeweils ein komplexes Geflecht von politischen, sozialen und kulturellen Beziehungen. Als pars pro toto stehen sie aber auch für das Verhältnis zwischen Tschechen und Österreichern, das am Ende des 19. Jahrhunderts alles andere als entspannt war.

Kostrbová, Mitarbeiterin des Prager Masaryk-Instituts, hat in ihrem Buch – der überarbeiteten und erweiterten Version ihrer Dissertation – aus dem breiten Spektrum von Kontakten und Konflikten die literarische bzw. kulturelle Ebene ausgewählt, konkret die Wechselbeziehungen zwischen der tschechischen und österreichischen (Wiener) literarischen Moderne gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Es handelt sich dabei um ein Thema, das bislang so gut wie nicht erforscht worden ist (eine Ausnahme stellen die Arbeiten des Wiener Slawisten Stefan Simonek dar), und auch der interdisziplinäre, kulturwissenschaftliche Zugang, für den sich Kostrbová entschieden hat, ist – zumindest im tschechischen Kontext – innovativ.

Als eine international interessierte und offene Bewegung stellte die literarische Moderne ein geeignetes Feld dar, um Kontakte zu knüpfen, auch wenn im Falle der k. u. k. Monarchie

[...] die Tatsache, dass Prag und Wien ein Teil derselben Staatsformation waren, die gegenseitige Annäherung nicht einfacher machte [...], auch der Kunst setzte der politische Antagonismus der Tschechen gegenüber dem Zentrum an der Donau zu. [...] Die Abneigung und das Desinteresse waren jedoch beidseitig, und ihre Überwindung bedeutete zwingend eine Störung der kulturell, sozial und politisch gegebenen und konstruierten Entfernungen zwischen dem Zentrum und der Peripherie.“ (S. 7 f.)

Um die Positionen beider Seiten zu verdeutlichen, stellt Kostrbová mit Josef Svatopluk Machar und Hermann Bahr zwei Akteure der modernen Strömung in Prag und Wien in den Mittelpunkt ihrer Arbeit sowie die Wiener Wochenzeitschrift für Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst „Die Zeit“ (1894-1904), die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, „auf ihren Seiten die reformatorisch eingestellte Intelligenz aller Nationen der österreich-ungarischen Monarchie zu versammeln“ und im Sinne von Nietzsches Idee „des guten Europäers“ die nationalen Grenzen gerade im mitteleuropäischen Raum zu überwinden (S. 347). Bahr war ihr Mitbegründer und Redakteur, Machar gehörte zum Mitarbeiterkreis und vermittelte die Zusammenarbeit der Wochenzeitschrift mit weiteren tschechischen Autoren, unter ihnen František Václav Krejčí und Tomáš G. Masaryk.

Da „die vergleichenden Analysen der vorliegenden Arbeit von einer bohemistischen Perspektive ausgehen“ (S. 26), konzentriert sich Kostrbová sowohl in dem Bahr gewidmeten Kapitel als auch in ihren Ausführungen zur Zeitschrift „Die Zeit“ auf die personellen und thematischen Bezüge zur tschechischen kulturellen Szene bzw. auf die Hintergründe und auf die konkrete Umsetzung des Konzepts der Öffnung und Internationalisierung der österreichischen Kultur und Gesellschaft. Bei Bahr, dem Schriftsteller, Dramatiker, Literatur- und Theaterkritiker und spiritus agens der Wiener Moderne – gerade er hat den Namen Jung-Wien für sie geprägt –, handelt es sich dabei um „kein kontinuierliches“ Interesse, wenn auch um ein wiederkehrendes: In den 1890er Jahren hing dieses Interesse vor allem mit „seiner Suche nach den Erneuerungsmöglichkeiten nicht nur für die österreichische Kunst, sondern für Österreich als ein Ganzes zusammen“ (S. 132). Bahr gehörte zu den ersten österreichischen Intellektuellen, die die tschechische Kultur für sich entdeckt hatten. Wie intensiv er sich mit ihr beschäftigte, bezeugte Machar in einem Brief aus dem Jahr 1892: „Was von uns übersetzt wurde, verschafft er sich und liest – und so weihe ich ihn in alles von A bis Z ein“ (S. 339). Trotz der tiefgehenden Auseinandersetzung mit der tschechischen Kultur und Kunst finden sich in Bahrs Texten laut Kostrbová „viele deutsche Stereotypen und eigene Selbstprojektionen“ (S. 137), unter anderem im Bezug auf die Aufgeschlossenheit gegenüber Europa.

Kostrbová beschränkt sich jedoch nicht auf Bahrs Kontakte zu Böhmen und der tschechischen Kultur. Sie untersucht auch die Entwicklung seiner Konzeption der Moderne unter dem Einfluss von Berlin und Paris sowie sein Postulat, die deutschsprachige (österreichische) „Provinz“ zu entdecken, und zeigt in diesem Kontext, wie komplex seine Auffassung und seine Aktivitäten waren – und das keineswegs nur in Bezug auf die Kultur, sondern auch in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht.

Die bohemistische Perspektive der Monografie spiegelt sich auch in ihrer Gliederung: Ihr umfangreichstes Kapitel ist Josef Svatopluk Machar gewidmet, dem tschechischen Lyriker, Schriftsteller und Publizist und Autoren des Manifests *Tschechische Moderne von 1895*. Machar arbeitete ab 1889 in Wien als Bankangestellter; gleichzeitig war er als Autor weiterhin eng mit Böhmen und der tschechischen Kultur verbunden, sein Werk blieb, wie Kostrbová festhält, „Teil des tschechischen literarischen Felds“ und trug zugleich zu dessen „Transformationen“ bei (S. 169). Diese Position zwischen den beiden Welten – einschließlich der verschärften Wahrnehmung des eigenen Fremdseins in Wien und des zunehmend kritischen Blicks auf

Böhmen „von außen“ – prädestinierte ihn gewissermaßen für die Rolle des Vermittlers, die sich gerade in der Zusammenarbeit mit Bahr und der „Zeit“ ausdrückte. Ähnlich wie im Bahr-Kapitel widmet sich Kostrbová nicht nur dieser zeitlich begrenzten Kooperation, sondern analysiert auch Machars literarische Anfänge, seine Position innerhalb des tschechischen literarischen und kulturellen Lebens Ende der 1880er und in den 1890er Jahren sowie die Veränderungen der Autostilisierung in seinen Werken. Besonders wichtig sind die Passagen über sein Leben in Wien, seine Beziehungen zu den Wiener literarischen Kreisen sowie den Wiener Tschechen und der Zusammenarbeit mit Eduard Albert (Arzt und Herausgeber der Anthologie *Poesie aus Böhmen*). Denn Machars Aufenthalt in Wien und sein dortiges Wirken sind bislang praktisch unerforscht.

Ähnlich wie bei Bahr stützt sich Kostrbová hier auf umfangreiches Archivmaterial sowohl aus den Prager als auch aus den Wiener Archiven (Bahrs Tagebücher und Notizen werden allerdings seit 1994 auf Initiative von Moritz Csáky herausgegeben, es erschien auch eine Edition seiner Korrespondenz mit Jaroslav Kvapil). Auf der Basis der bisher weitgehend unveröffentlichten Korrespondenzen rekonstruiert Kostrbová die Hintergründe der Kooperationen und die Ambitionen und Absichten der verschiedenen Akteure und bringt sie in Zusammenhang mit ihrem veröffentlichten literarischen und publizistischen Werk. Sie zeichnet ein plastisches und differenziertes Bild der Wechselwirkungen innerhalb der tschechischen und der österreichischen modernen kulturellen und politischen Bewegung. Die Wochenzeitschrift „Die Zeit“ beschreibt sie dabei als eine „Tribüne“, die zunehmend „wirksam in die Kämpfe um die Durchsetzung der tschechischen Moderne auf dem tschechischen literarischen Feld eingriff“, weshalb Machar sie „zur Kritik der tschechischen literarischen und kulturellen Verhältnisse“ nutzte (S. 375).

Kostrbová hat ein sehr lesenswertes Buch vorgelegt, das nicht nur neue Einsichten über die tschechische und österreichische literarische Moderne, Machar und Bahr bringt, sondern auch über die zeitgenössischen Vorstellungen vom Europäertum und den Umgang mit multinationalen Staaten, Themen, denen Bahr und „Die Zeit“ große Aufmerksamkeit widmeten. Sie zeigt auch, in welchen Maße die Bewegung der Moderne im Hintergrund politisch motiviert war. Nicht zuletzt die gewählte komparatistische Perspektive macht den Band zu einem wichtigen Beitrag zur Diskussion über die (mittel)europäische kulturelle Landschaft des späten 19. Jahrhunderts und über Entwicklungen, die bis in unsere Gegenwart weiterwirken.

München

Zuzana Jürgens

Raßloff, Ute (Hg.): Wellenschläge. Kulturelle Interferenzen im östlichen Mitteleuropa des langen 20. Jahrhunderts.

Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013. 460 S., 13 Farbtafeln und 9 Abb. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 41), ISBN 978-3-515-09843-4.

Der Sammelband „Wellenschläge“, Ergebnis eines Forschungsprojektes am GWZO in Leipzig, erhebt – so Ute Raßloff und Andreas R. Hofmann in der Einleitung – den Anspruch einer kooperativen Monografie zum Thema kulturelle Interferenz mit einer „über die gängige Aufsatzanthologie hinausgehenden gedanklichen Verschrän-

kung der Einzelbeiträge“, die aus den Bereichen der Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte, der Kultur- und Literaturwissenschaft sowie der Ethnologie stammen (S. 13). Im Anschluss an Moritz Csáky wird kulturelle Interferenz als Polyglossie, bezogen auf Regionen, deren Akteure und Artefakte an der Schnittstelle mehrerer Sprachen wirken, verstanden. Interferenz findet dort statt, wo Kommunikationsräume aufeinander treffen, im Ergebnis entstehen hybride, performative Kommunikationsräume (S. 18). Interferenz wird dabei in einer historischen Perspektive untersucht und in einem Gefüge von Machthierarchien verortet, die über die Quellen rekonstruiert werden können. Analysiert werden Interferenzräume wie Siebenbürgen und Galizien, Westungarn-Burgenland, der Triester Karst und Prag, und somit Räume, in denen immer auch Aspekte des Kulturtransfers zu finden sind. Interferenzen stellen ferner nicht nur horizontale oder synchrone Prozesse dar, sondern auch vertikale oder diachrone (im Austausch der Epochen). Ausgehend von einem langen 20. Jahrhundert (S. 16 f.) thematisieren die durchweg ambitionierten Beiträge Orte und Regionen, kollektive und individuelle Akteure, Artefakte und Texte sowie Phänomene der Machtebene nebst den ihnen zugrunde liegenden Stereotypen, Topoi und semantischen Räumen.

Einführend problematisiert Winfried Eberhardt Ostmitteleuropa als eine aus historischen Beobachtungen und Vergleichen konstruierte Region mit langwirkenden gemeinsamen Strukturmerkmalen und -problemen, die im Gegensatz zu manipulierbaren Geschichtskonstruktionen (z.B. durch Nationalbewegungen oder in diversen Mitteleuropa-Konzeptionen) stehen. Anknüpfend an Oskar Halecki, Werner Conze, Klaus Zernack und Jenő Szűcs wird eine bemerkenswerte Konstanz der Region auf vier Ebenen vom Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert festgestellt: erstens ein ethnischer Pluralismus, zweitens die mittelalterliche Expansion der ostmitteleuropäischen Königreiche, somit imperiale Expansions- und Migrationswellen seit der Frühen Neuzeit, durch die sich ethnische Pluralitäten und Interferenzen verstärkten, drittens die konfessionelle Pluralität und schließlich viertens die Beziehung zwischen Adel und Bürgertum. Als Charakteristika werden ein hoher Anteil des Adels an der Gesamtbevölkerung, eine geringere Größe der Städte im Gegensatz zum Westen, länger andauernde Leibeigenschaft und Gutswirtschaft genannt. Hinzu komme das Problem der dreifachen Emanzipation bei der Formung der modernen ethnischen Nation durch die Emanzipation von der Adelselite, von der dominierenden (häufig deutschen) Kultur und Gesellschaft sowie von den imperialen Großreichen. Im Ergebnis lasse sich somit eine langfristig prägende kulturelle Struktur nachweisen.

Gibt es besondere Räume, die sich „durch signifikante Intensität von Interferenz-Ereignissen auszeichnen“? So lautet die Ausgangsfrage von Anna Veronika Wendland, die sich Galizien als exotischer und idealisierter Neoregion zuwendet. Über eine Problematisierung von Sprache bzw. – im Sinne der „subaltern studies“ – der von der schriftlichen Überlieferung Ausgeschlossenen, derjenigen, die nicht bzw. nur als Objekt der sprachmächtigen Akteure zur Sprache kommen, wird eine Divergenz von wenigen sprachlichen und vielen nichtsprachlichen Akteuren in Galizien mit dominanten und nicht-dominanten Sprachen konstatiert, wodurch eine eklatante Schiefelage bei der Wahrnehmung der Geschichtsregion entstehe (S. 61), die gleich-

wohl als eine Zone besonderer Dichte von Kulturkontakten und sozioethnischer und sprachlicher Segregation erscheine und die spezifische Erwartungshorizonte bezüglich der Textproduktion und -rezeption verstärke. Identifiziert werden ferner Prozesse der Retouristifizierung sowie der – häufig nostalgischen – Suche nach einer vorbildlichen interkulturellen Geschichtsregion (S. 63). Am Beispiel von Soma Morgenstern lässt sich allerdings zeigen, dass die kulturelle Grenze eher zwischen traditionalem Land und moderner Großstadt, zwischen polnischen staatspolitischen Mehrheits- und ruthenisch-jüdischen lokalen Minderheitsinteressen verlief. Ausgehend von postkolonialen Ansätzen wird berechtigterweise vor einer emphatischen Sichtweise auf kulturelle Interferenz und Hybridität bzw. Essentialisierung von Regionen wie Galizien als historisch einzigartiger Referenzraum kultureller Interferenzen gewarnt (S. 79). Formen kultureller Essentialisierung und Selbstindigenisierung stehen konträr zu ökonomischer Integration sowie Prozessen der Selbstinszenierung und -exotisierung, mit der folglich auch eine Touristifizierung und Essentialisierung des Volkstümlichen erfolge (S. 87). Wendlands Fazit:

Konflikt, Konfrontation, Gewalt waren ebenso Teil dieses Interferenzraumes wie die im Alltag gelebte Toleranz, die Idee der Übernationalität, das Lernen voneinander und die gegenseitige Überlagerung und Überschreibung der Zeichen in Sprache, Musik, Kunststil oder Konsumkultur. (S. 91)

Lenka Řežníková untersucht am Beispiel Prags den Topos ethnisch-kultureller Heterogenität im heutigen kulturellen Gedächtnis, Ausdruck eines Wechsels von der Akzentuierung des Nationalen zur „Rhetorik des Pluralismus“ im Sinne einer „Abkehr von der monokausalen Interpretation der böhmischen Geschichte“ (S. 99) als Interpretativ, welches kritisch überprüft werden müsse. Die Imaginierung Prags um 1900 umfasse erstens die politische Differenz innerhalb der nationalen Gemeinschaft, zweitens die Metamorphose der Stadt zur modernen Metropole und drittens die Modernisierung der Medien. Dabei wird eine generelle Neigung beobachtet, vorhandene Andersartigkeit auf Alterität zu reduzieren (S. 106). Schließlich bestehe das Wesen interethnischer Differenz in einem konstruktiven Charakter, in Relativität und Nichtrepräsentativität (S. 107), was in der Folge an Beispielen zur Konstruktion von Unterschieden in Historiografie und Ethik, zur Topik sozialer Differenz (S. 116), zur Ethnisierung der Sprache (S. 117) und zur Konfession überzeugend herausgearbeitet werden kann. Insgesamt lässt sich sagen, dass die Funktionen der Grenztopik (eigentlich eine Identitätstopik) normativ (auf das kulturelle Gedächtnis bezogen), regulativ (über die Beziehung zu symbolischen Orten) und kognitiv (durch Sinnverleihung an neue Erfahrungen) wirken (S. 135).

Eine Literaturgeschichte der Provinz beziehe sich – so Borbála Zsuzsanna Török in ihrem Beitrag über die siebenbürgische Landeskunde – auf linguistische Diversität und unterschiedliche historische und soziologische Interessen der Autoren, wobei die Rolle von Regionalliteratur und Landeskunde (Literatur und Wissenschaft) für das social mapping herausgestellt wird. Stand im 18. Jahrhundert das Konzept der regionalen Gouvernamentalität im Zentrum (S. 147), waren es im 19. Jahrhundert die patriarchalische Sozialtaxonomie sowie die symbolische Aneignung von Territorium und Sprachräumen über politische Grenzen hinweg (S. 149). Török

verweist u.a. auf das Konzept des Transsylvanismus (S. 161), in dem Literatur und Landeskunde als historisches Archiv fungieren (S. 176).

Auf Gabriela Kiliánovás Untersuchung über die Interferenz am Beispiel von Darstellungen der Gestalt des Todes in deutschen und slowakischen Erzählungen folgt Laura Hegedüs' Beitrag über Grenz(ver)handlungen und Grenz(er)findungen im Kontaktraum Burgenland-Westungarn, der topografisch, metaphorisch und narrativ betrachtet wird (S. 223). Ihr Ziel ist es, das Wechselverhältnis zwischen empirisch Realem und fiktiver Konstruktion anhand von literarisch verfassten Raumentwürfen sichtbar zu machen. In einem weiteren Beitrag setzt sich Matteo Colombi mit dem Karst anhand von historischen Texten, Reisetexten und fiktionalen Texten auseinander, wobei er von Welschs Konzept der Transkulturalität ausgeht. Mit Auto- und Heterostereotypen bzw. Metastereotypen als Form sprachlich-bildlicher Interferenz befasst sich Andreas R. Hofmann. Stereotype erscheinen im Rahmen einer Interferenzanalyse deshalb als besonders sinnvoll, weil sie neben den sozio-kulturellen und psychosozialen Funktionen (z.B. Entlastung) immer auch eine lebensweltliche und soziale Orientierung durch die – scheinbare – „Aufhebung von Ambivalenzen und Kontingenzerfahrungen“ liefern (S. 351) und somit identitätsstiftende Funktionen beanspruchen können, wie Hofmann anhand von Stereotypen über das Posener Gebiet herausarbeitet. Die Herausgeberin Ute Raßloff schließlich untersucht das westliche Karpatengebiet als kulturellen Interferenzraum am Beispiel des Räuberhauptmanns Juraj Jánošík, der durch Intertextualität, narrative und ikonografische Intermedialität sowie Internationalität zu einem Mythos wurde.

Zusammenfassend betrachtet handelt es sich um eine Reihe von sehr gut ausgearbeiteten Fallstudien zu einzelnen ostmitteleuropäischen Interferenzregionen, auch wenn der Anspruch, sich dem Phänomen in monografischer Weise zu nähern, nur eingeschränkt erfüllt wird. Hierzu hätten die Beiträge stärker aufeinander abgestimmt werden müssen, was allerdings den Wert des Bandes keineswegs in Abrede stellen soll.

Jena, Weimar

Steffen Höhne

Ströhl, Andreas: Vilém Flusser (1920-1991). Phänomenologie der Kommunikation.

Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2013, 254 S. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert 5), ISBN 978-3-41221033-5.

Der 1991 verstorbene Medientheoretiker Vilém Flusser war ein ernstzunehmender Kulturphilosoph, wie Andreas Ströhls gründliche, systematisch angelegte Monografie nachweist. Ein systematischer Philosoph im traditionellen Sinn war Flusser aber keineswegs, eher ein sprunghafter, eigenwilliger Intellektueller mit anregenden, häufig provokativen Denkansätzen.

1920 in die Familie eines Prager deutsch-jüdischen Bildungsbürgers, sozialdemokratischen Publizisten und Übersetzers hineingeboren, nimmt der junge Flusser in den dreißiger Jahren Einflüsse des lebendigen Kultur- und Geistesleben der „Tripolis“ auf; mit Ausnahme Martin Bubers werden diese (Fritz Mauthner, Karel Čapek) in dem Buch aber eher vorausgesetzt als belegt. Der Verlust der Heimat und

der ermordeten Familie stellt für Flusser einen unzweifelhaften Bruch dar, ein existentielles Erlebnis, für das er die Worte fand: „Die Vernunft hatte für immer ihren Boden verloren“ (S. 33). Bodenlosigkeit war für ihn kein Modewort, wenn er den Begriff als Grundlage seines Freiheitsbewusstseins interpretierte, ja sich zur These verstieg, dass „menschliche Würde darin besteht, keine Wurzeln zu haben“ (S. 37). Eine vertraute Umgebung, schien ihm, mache blind – und die Vertriebenen noch gewöhnlicher als zuvor.

In São Paulo, wo Flusser zunächst eine Fabrik leitet, Freunde in der dortigen Elite findet und der Faszination einer technologischen Utopie erliegt, lässt er seine mitteleuropäische Prägung hinter sich, wird zum Technikfan und Kommunikationstheoretiker, doch widmet Ströhl dieser Etappe, auch seiner „Geschichte des Teufels“, kaum Aufmerksamkeit; seine Absage an die traditionelle Politik hängt aber nicht nur mit dem brasilianischen Militärputsch von 1964 zusammen und bleibt unverstanden. 1972 kehrt Flusser auch der neuen Heimat den Rücken und führt in der provençalischen Idylle von Robion fortan das Leben eines Privatgelehrten und Vortragsreisenden, wobei seine kommunikations- und medientheoretischen Ideen zur Reife gelangen. Inwiefern diese Edmund Husserl verpflichtet sind bzw. sich von McLuhan oder Baudrillard unterscheiden, entzieht sich dem Urteil des Rezensenten; immerhin ist ihm die These vom Primat des lebensweltlichen Netzes vor dem einzelnen Ding verständlich, ebenso wie die Wichtigkeit des Dialogs als möglicher Sinnstiftung in einer Welt der Entropie. Ströhl widmet Flussers Philosophie der technischen Bilder große Aufmerksamkeit, ohne dass dessen Position Eindeutigkeit gewinnt; es wird auch nicht klar, worin sich die technisch erzeugten Bilder grundsätzlich von den herkömmlichen unterscheiden und wieso die heraufkommende Welt der Bilder die der linearen Schrift und der Geschichte „beendet“. Ironische Bemerkungen von der Art der Ununterscheidbarkeit von Realität und Repräsentation, Wirklichkeit und Simulation hätten zumindest eines Kommentars bedurft.

1991 kehrte Flusser nach einem halben Jahrhundert (auf Einladung des Goethe-Instituts!) zu einem Vortrag nach Prag zurück, aber der Rezensent ist sich sicher, dass die dortige phänomenologische Tradition und Medienbegeisterung der sechziger Jahre das Verständnis für Flussers Theorien nicht erleichtert hat. Der Weltbürger war jedenfalls von seiner Heimatstadt herb enttäuscht. Auf der Rückreise kam er bei einem Autounfall ums Leben.

Das Buch dokumentiert die Rezeption Flussers, der ein brillanter Redner mit guten Einfällen und provokanten Thesen sowie der Mittelpunkt eines kleinen Kreises treuer Freunde war, dem aber größerer Widerhall versagt geblieben ist. Seine eher ambivalente Einstellung gegenüber den neuen Medien zeigt sich im Schwanken zwischen Befürchtungen vor der Selbstherrschaft eines wertblinden Apparats und der Erwartung völlig neuer Möglichkeiten im Zusammenhang mit der „weichen“ Welt der Kommunikation gegenüber der „harten“, abstrakten Linearität der Geschichte. Die Einstellung zu den Bildern hat allerdings mit der Art ihrer Herstellung relativ wenig und mit der Art menschlichen Zugangs (ihrem möglichen magisch-manipulativen Missbrauch) umso mehr zu tun. In der Selbstvergessenheit des Spiels der Bilder mag authentisches Menschentum anklingen, Martin Bubers zweckloses Feiern und Kontemplieren, aber auch das pausen- und niveaulose Geschwätz der

gegenwärtigen Twitter-Kultur. Flussers Kommunikationsphilosophie ist zugutezuhalten, dass sie immer wieder zu Nachdenken und Polemik anregt; Ströhls kenntnisreiche Untersuchung stellt dieser aber zu wenig kritische Fragen und überzeugt nicht in ihrer Bemühung, die Einfälle des „bodenlosen“ Denkers als ein konzises Ganzes verständlich zu machen. Zu den Desiderata, die die an sich lohnende Lektüre des Buchs hinterlässt, zählt nicht zuletzt die Klärung des Prager Bezugs, einschließlich des angeblichen Marxismus des jungen Flusser, somit auch die Begründung der Herausgabe in der Buchreihe „Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert“.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Balcarová, Jitka: „Jeden za všechny, všichni za jednoho!“ Bund der Deutschen a jeho předchůdci v procesu utváření „sudetoněmecké identity“ [„Einer für alle, alle für einen!“ Der Bund der Deutschen und seine Vorgänger im Prozess der Konstruktion „sudetendeutscher Identität“].

Karolinum, 2013, Praha, 471 S., ISBN 978-80-246-2234-7.

Die Parole „Einer für alle, alle für einen!“ ruft die Erinnerung an das belletristische Werk von Alexandre Dumas wach. Sie beschwört eine Welt vor unserem inneren Auge herauf, in der Freundschaft und Mut erfolgreich schmutzigen Intrigen trotzen. Doch Jitka Balcarová führt uns in eine andere Richtung; den Slogan, mit dem sie ihr Buch betitelt hat, schrieben sich auch die deutschen Schutzverbände in den böhmischen Ländern auf ihre Fahnen, um ihre Anhänger im nationalen Kampf zu mobilisieren.

Balcarová's Arbeit, die auf ihrer Dissertation am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Prager Karlsuniversität beruht, bietet eine Makro-Perspektive auf den Bund der Deutschen und die Schutzverbände, die diesem vorausgingen, die in vielfacher Hinsicht als bahnbrechend zu bezeichnen ist. Die Autorin hat sich zwei Ziele gesetzt, zum einen ging es ihr darum, Strukturen und Mechanismen der Wirkungsweise der einzelnen Verbände bzw. später Bünde zu verstehen, zum anderen wollte sie einen Einblick in die Ideenwelt der Deutschen „unter dem Gesichtspunkt der Verbandsaktivitäten“ bieten (S. 12). Um das erste Ziel zu erreichen, hat sie eine komparative Methode gewählt, die Werteorientierungen versucht sie über Diskurse, die Analyse von Biografien, der Mitgliederbasis sowie der Führungsebene der Verbände zu erschließen (S. 41).

Die Arbeit fußt auf umfangreichen Archiv- und Literaturstudien. Aber auch ein Verzeichnis von 30 zum Teil ausländischen Archiven, zehn Seiten gedruckter Literatur und fast 20 Seiten Sekundärliteratur stellen keine Garantie für eine gelungene Interpretation dar. Der mitunter holprige Stil lässt die Qualifizierungsarbeit noch erkennen und zwar vor allem bei Aufzählungen, die man zur besseren Übersicht in einer der Tabellen im Text hätte zusammenfassen können (z.B. S. 140-143, 152, 305).

Die Einleitung ist umfangreich und dient vor allem der Rekapitulation der zum Thema vorliegenden Literatur, daran schließt ein Versuch an, die zeitgenössischen Grundbegriffe zu erklären und in den Kontext der deutschen Nationalbewegung

einzuordnen. Es folgt ein kürzeres Kapitel, in dem die Ursprünge und Quellen der deutschen nationalen Verteidigung rekapituliert und die Dynamik der Entstehung der Schutzverbände von den 1880er Jahren bis zum Ende der Ersten Republik nachgezeichnet werden. Den Hauptteil der Arbeit bilden die folgenden Kapitel, welche die Organisations- und Mitgliederstruktur, die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Schutzverbände, die Volkserziehung und Presse und weitere Verbandsaktivitäten wie Feste behandeln. Abschließend folgen 30 biografische Porträts der bedeutendsten Vertreter der Schutzverbände.

Wertvoll ist vor allem die Beschreibung der überaus umfangreichen Infrastruktur der entstehenden Nationalbewegung, die auf den ersten Blick wie eine unübersichtliche Landschaft aus in- und ausländischen, lokalen und überregionalen Organisationen erscheint. Balcarová ist sich dessen bewusst, dass sich die Mitgliedschaften bzw. Identitäten überlagerten und multiplizierten, daher spricht sie von Schutzverbänden und den mit ihnen verbundenen Organisationen als einem kooperierenden Netzwerk (S. 110). Dieses begreift sie – im Geiste der Modernisierungs- und der konstruktivistischen Theorie (S. 15) – als Reaktion auf die sozialen Veränderungen und die Politik der tschechischen nationalen Emanzipation. Über das Projekt der sudetendeutschen Identität schreibt sie, dass „der Raum der Zwischenkriegs-Tschechoslowakei es ermöglichte, das Angebot einer spezifischen deutschen Identität zu konstruieren, die sich selbst und ihren eigenen Formierungsprozess als ‚Sudetendeutschtum‘ bezeichnete“, diese deutsche Identität sei gezwungen gewesen, sich einen Kampf mit den Landes- und Regionalidentitäten (S. 54 f.) zu liefern, der eine Entscheidung zugunsten der „Identifikation mit dem ‚deutschen Lebensraum‘“ (S. 78) gebracht habe. Dieser Kampf sollte Balcarová zufolge komparativ untersucht und als „gegenseitiges Lernen nationaler Rivalen“ verstanden werden (S. 38). Dennoch charakterisiert sie das Wettstreifen der beiden Nationalbewegungen als „unge-sunde Konkurrenz“ (S. 412), in der sich unterschiedliche, ja unvergleichbare politische Kulturen gegenüberstanden. Ohne die These anzweifeln zu wollen, dass der Erfolg des Nationalsozialismus auf verschiedenen langjährigen Voraussetzungen und ideellen Kontinuitäten beruhte, halte ich diese Interpretationsgrundlage für nicht tragfähig.

Einen wesentlichen Unterschied zwischen der tschechischen und der deutschen Nationalbewegung sieht Balcarová nämlich in ihrer Demokratiefähigkeit bzw. in ihrer politischen Kultur: „Der ausgesprochen undemokratische Charakter der politischen Kultur der tschechosl. Deutschen war an der Entstehung der national angespannten, geradezu konfrontativen Atmosphäre im Land beteiligt, die zum beträchtlichen Teil das Werk der nationalen ‚Schutz‘verbände war“ (S. 414). Dies hatte zur Folge, dass „die antidemokratischen Elemente im Wesen der deutschen Bevölkerung in den böhmischen Ländern im Zusammenhang mit den Folgen der Weltwirtschaftskrise für ihre ökonomische und soziale Situation verstärkt wurden“ (S. 417, vgl. ferner S. 38 oder 181). Eine Definition oder grundlegende Reflexion der Begriffe Demokratie/demokratisches Denken bzw. politische Kultur bietet die Autorin allerdings nicht an. Stattdessen geht sie offensichtlich vom historischen Klischee der Tschechoslowakei als Insel der Demokratie aus – bzw. vom tschechischen Teil des Landes als Hort der Toleranz, denn die slowakische Problematik wird bewusst aus-

gespart.¹ Vor allem aber stützt Balcarová ihre These weder auf einen Vergleich mit den Verhältnissen, die in tschechischen Schutzverbänden oder politischen Parteien herrschten, noch auf eine detailliertere Untersuchung der Haltung des Staates gegenüber den Deutschen in der Tschechoslowakei und speziell deren Verbänden. Die Pluralität der tschechoslowakischen Gesellschaft bleibt unbeachtet, der deutsche Antiliberalismus wird über weite Strecken aus Quellen abgeleitet, die sich auf die Problematik des Individuums beziehen. Liberalismus wird erst in der zweiten Hälfte der Arbeit definiert, und das lediglich im Anmerkungsapparat, und so unterbleibt auch die Auseinandersetzung mit dessen verschiedenen Facetten. An einigen Stellen geraten soziale Praxis und Rhetorik durcheinander: Wenn die Akteure von sich selbst sagten, dass sie antiliberal seien oder dass „der Endzweck der volkserzieherischen Aktionen nicht öffentlich angeführt werden konnte; es aber immer nur einen gab: den Anschluss des Sudetenlandes an das große Deutsche Reich“ (S. 382), dann wird das als Beweis oder Erklärung angesehen. Indessen nimmt die Autorin oft eine Position ein, welche die Aussagen der Akteure mithilfe von Begriffen wie „angeblich“ („údajně“) oder „vermutlich“ („domněle“) und dem häufigen Gebrauch von Anführungsstrichen in Zweifel zieht, wodurch wohl die Distanz zum zeitgenössischen Vokabular zum Ausdruck gebracht werden soll. Dies mündet allerdings in der kuriosen Situation, dass sich sogar der Begriff „sudetendeutsche Identität“ („sudetoněmecká identita“) im Untertitel des Buches in Anführungszeichen wiederfindet. Das bringt den Historiker letztlich in die Rolle eines Richters, der Falsches und Wahres auseinanderzuhalten oder zu bewerten hat, „inwieweit die Verbandsaktivitäten einerseits national konstruktiv positiv und andererseits destruktiv waren“ (S. 414).

Im Schlusskapitel betont die Autorin zutreffend, dass die sudetendeutsche nicht die einzige Identität der tschechischen Deutschen war. Balcarová kommt zu der Einschätzung, dass die Schutzverbände und -bünde Mitte der dreißiger Jahre etwa die Hälfte der deutschen Bevölkerung beeinflussten, auch wenn nur etwa zehn Prozent der Deutschen direkt organisiert waren (S. 132 f.). Ihre Klientel gewannen sie mithilfe wirtschaftlicher und vor allem sozialer Argumente. Diese Instrumentalisierung muss allerdings noch nichts über die Motivation und die Überzeugungen der Akteure aussagen. Daher hätte die Arbeit sehr von einer Ergänzung um eine mikrohistorische Perspektive profitiert, die deutlich gemacht hätte, wie konkrete Akteure handelten bzw. welcher Strategien sie sich bedienten. Dass die Autorin eine solche Ausweitung gescheut hat, lässt sich bei dem Umfang der Arbeit allerdings gut nachvollziehen.

Trotz der kritischen Einwände verdient die Leistung von Jitka Balcarová große Anerkennung. Die Quellengrundlage, die sie erschlossen hat, wird für alle, die künftig die deutschen Schutzverbände aus der Innenperspektive untersuchen möchten,

¹ Die apologetische Tendenz der tschechischen Historiografie zur Zwischenkriegs-Tschechoslowakei hat schon vor fast 20 Jahren Peter Heumos kritisch bewertet. Vgl. *Heumos*, Peter: *Strukturální prvky první Československé republiky. Politicko-spoločenský systém, intermediární organizace a problém stability* [Strukturelle Elemente der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Politisch-gesellschaftliches System, intermediäre Organisationen und das Problem der Stabilität]. In: *Soudobé dějiny* 2 (1995), H. 2-3, 157-168.

eine überaus wertvolle Grundlage bilden. Das Grundproblem des Buches liegt meiner Ansicht nach jedoch in der an sich verdienstvollen Bemühung, die Befunde in einem breiteren kulturellen Kontext zu verankern, der aber sehr oberflächlich bleibt und eher gängigen Klischees folgt als einer saubereren Analyse. So ruft es – absichtlich und unbeabsichtigt – viele Fragen hervor, was ein guter Stimulus für weitere Forschungen ist. Für wesentlich halte ich dabei die Frage, ob die Entwicklung der Deutschen in den böhmischen Ländern tatsächlich so einzigartig, spezifisch und so deutlich determiniert war, wie sie Jitka Balcarová präsentiert.

Praha

Jan Mareš

Szabó, Miloslav: Od slov k činom, Slovenské národné hnutie a antisemitizmus, 1875-1922 [From Words to Deeds, The Slovak National Movement and Anti-Semitism, 1875-1922].

Bratislava, Kalligram, 2014, 252 pages, illustrations, ISBN 978-80-8101-801-5.

Miloslav Szabó is a Slovak historian with a special interest in the modern and contemporary history of his country, with a particular concentration on the story of the Jews in Slovakia during the last decades of the 19th century. He has worked at the Center for Research on Anti-Semitism at the Technical University of Berlin, at the Jewish Museum in Prague, and most recently at the Wiesenthal Institute for Holocaust Studies in Vienna. In this his latest book, which bases its arguments upon archival studies conducted in several countries, he deals with the role of anti-Semitism in the Slovakian nationalist movement – that is to say the period from around the middle of the 19th century to the foundation of the state of Czechoslovakia. He thus presents us with an important piece of the history preceding the First Slovak Republic, which, collaborating with National Socialist Germany, deported the bulk of the Jews of Slovakia to the Nazi extermination camps.

In the introduction to his work, the author explains his intention to study the impact of the ideology of modern nationalism on the political thought and activity of representatives of the Slovak national movement during the period of dual monarchy in the Habsburg Empire. The nationalist policies of the Hungarian-led administration of Slovakia provide a sort of background to the period under discussion. Szabó points to this administration's repression of such expressions of Slovak nationalism as the foundation of high schools and national institutions, which led Slovaks to hate not only Hungarian nationalists – who were responsible for this repression – but also the Jews, who allegedly assisted the Magyar nationalists during the period. Starting from this point, Szabó provides a detailed account of the leading arguments used to provide a historical explanation of Slovak conduct. Being relatively unsophisticated, the local population could be easily incited against the Jews, using the traditional allegations of ritual murder, the arguments of political anti-Semitism and through the popularization anti-Semitism. Attacks centered on what was purported to be the Jewish “nationality” and the “Jewish race”. The author goes on to discuss the various forms of anti-Semitism present in the country at the time, as expressed in religious hatred, in economic envy, in objections to the “other,” and in representations of the Jew as a danger to the life of the population in general.

Szabó discusses how the topic calls for broad-based reflection on the Slovakia of the time before 1875. In the late 19th century, Slovak nationalism underwent a crisis, probably as a reaction to the heightened pressure of the Magyar-dominated state institutions that administered the country. Subsequently, Slovak nationalists directed their response to this pressure into an increasingly vigorous anti-Jewish campaign and began to turn their attention to what they referred to as the “Jewish question.” This turn of affairs signaled the beginnings of political anti-Semitism in the country, a phenomenon that was to play a decisive role in Slovakia’s history for more than 100 years. It is possible that it was only the defeat of Communism that finally somehow succeeded in diminishing the intense pressure and focus of this type of Jew hatred amongst the population. The discussions presented by the author emphasize the interplay of impacts caused by the anti-Semitic waves churned up in Hungary, waves that reached as far as the country’s legislature, and by the attacks suffered by Jews at the hands of Slovak Judeophobes.

In particular, Szabó focuses on the role and activities of the important writer and journalist Svetozár Hurban-Vajanský, a Lutheran by faith, and offspring of an important Slovak family of political nationalists. Hurban-Vajanský had an on-going rivalry with another politician and writer of his time, Viliam Pauliny-Toth. The latter was exploring ways of enlisting Jewish support for the Slovak national movement. The clash of the two schools of thought represented by these writers symbolized Slovak uncertainty on how to treat the Jews of Upper Hungary. The hostile school of Hurban-Vajanský was to eventually win out – with considerable assistance from Magyar Judeophobes, as it happens. On this topic it would seem useful to keep another clash in mind, the one that obtained between popular resentment of Magyar-led persecution of Slovak nationalism, frequently described by Slovak nationalists as an attempt to strangle the Slovak desire for national development, on the one hand, and the hatred of Jews inspired by Magyar nationalists on the other. At the same time as characterizing Jews as a Magyar tool of oppression against the Slovaks, nationalists in Slovakia were taking in and learning from Hungarian ways of fighting Jews. Thus Jews were seen as tools of the Magyar, a manipulated people, but also as sworn enemies of the Slovak project.

Under the influence of German racist ideologists, Hurban-Vajanský was to develop a searing hatred of the Jews. His anti-Semitism was informed by a crude mixture of religious, racial and social prejudices and of economic and sexual fears. He urged the Slovaks to defend their “racial purity” and the Magyars to give up their attempts to take an integrationist path in relation to the Jews, and to take up the struggle against the “Jewish peril” hand in hand with the Slovaks.

Hurban-Vajanský then became interested in nationalism in its purer form. The Magyars termed nationalism in Slovakia “Pan-Slavism” and the use of this expression led the discourse of Slovak nationalists to take on an unmistakable anti-Jewish color, including an emphasis on ritual murders allegedly committed by Jews, and the expression of sympathy with the pogroms then happening in Russia. He regarded these pogroms as a form of self-defense by the Slavs against the Jews. Thus, Hurban-Vajanský sought to justify the outrages committed in Russian cities, and the increasing use of brutal force against Jewish settlements and inhabitants. He proposed and

encouraged similar forms of “self-defense” in Upper Hungary. However, it should be emphasized that pogroms after the Russian model never took place in Slovakia, at least not until the deportations that were to occur during the Holocaust.

Hurban-Vajanský also reflected on the phenomenon of Catholic nationalism, which was just then developing in Slovakia, and on political developments in Upper Hungary. He discussed the possibility of mutual cooperation between elements holding anti-Jewish ideas and those wedded to Catholic thinking. The disagreements and quarrels between the various schools of thought present in Upper Hungary at the time were gradually taking on violent form, with frequent physical skirmishes occurring during the election campaigns. Thus, the parliamentary elections of 1896 in Hungary were accompanied by frequent street fights. Regular attacks on capitalism and on liberalism, which were widespread in Catholic writings internationally at the time, and which blamed Jews for both ideologies, were also quite frequent in Slovakia during the period. Hatred of Jews was routinely preached and popularized by the Catholic clergy. It is now well accepted that Catholic writers widely regarded liberalism and capitalism as a largely Jewish invention. These patterns of thought were frequently detectable in Hungarian and the Slovak Catholicism. Any of the multitude of anti-Jewish cartoons discovered by Szabó and presented in his book might have quite happily been printed in Julius Streicher’s “Der Stürmer”. But the cartoons collected by Szabó were taken from the pages of contemporary Slovak press, in particular its Catholic incarnation. Two pre-eminent news topics captured the attention of the public during those days on the subject of alleged Jewish infamy: firstly, the frequently-discussed murder in Tiszaeszlár of a Christian girl, and secondly, the assassination of a Czech girl allegedly committed by a Jewish vagrant going by the name of Hilsner. While the allegations that Jews were responsible for the deeds in both cases were proven to be false even at the time, the public accepted them with obvious gratification and were quite willing to use the stories to spread accusations against the blood-thirsty Jews.

Ideological disputes in Hungary at the turn of the 19th to the 20th century became fairly frequent. While Jews called for social emancipation for themselves, the public turned this on its head, calling for “emancipation from Jews”. This was the source of the expression “from words to deeds” in the book’s title: it was under this motto that Slovak intellectuals began to develop more specifically anti-Jewish activities. Such public figures as Dušan Makovický, Karel Kálal and Eduard Lederer, but above all the Norwegian writer Bjoernstjerne Bjoernson, appealed for worldwide public attention and exposed Magyar-led discrimination against Slovaks. In these efforts the presence of anti-Semitism was less strong – indeed some leaders of the pro-Slovak campaigns were actually Jewish. Yet, an anti-Jewish public refused to be impressed. At that time – i.e. the end of the 19th century – the public witnessed the creation of a new, liberal, Slovak ideologico-political group: the “Hlasists”. While Hlasists objected to the traditional, conservative thinking up until then widespread amongst the Slovak public, the new movement continued to spread anti-Jewish propaganda. A leading personality within the group, Vavro Šrobar, who did not hesitate to attack Jews in such measure that contemporary American Jews were forced to intervene on behalf of their brothers in Slovakia. Strangely, Šrobar regarded himself as a disciple of the well-known Czech humanist and liberal philosopher Tomáš G. Masaryk.

The anti-Jewish struggle was concentrated in the hands of Magyar Catholic land owners who were suffering economic crisis and diminishing opportunities for marketing their agricultural produce at the time. They blamed Jews and capitalists as responsible for their setbacks. Unwilling to attack Jews directly, Magyar spokesmen concentrated attacks on "Polish Jews," whose southward migration was alarming inhabitants of the territories south of Galicia. While the migrants were mostly dreaming of boarding boats bound for America, some Magyar leaders paid special attention to the Galician Jewish peril. Curiously enough, patriotic Jews of Hungary also developed objections to these "Ostjuden".

Szabó then turns back to deal with attacks on economic capitalism, a system that had set down deep roots in a number of cities in Upper Hungary. The Judeophobes of that city emphasized Jewish economic activities, and in particular their involvement in usury, which was then considered destructive to the well-being of the peasantry. Once again, the accusation was deployed by Catholic political science, using racist arguments, encouraging the cooperative movement as an instrument of resistance against Jews and Jewish commerce which was then becoming popular within the Slovak working class. Here also we can sense the hatred directed against Jews, who were charged with responsibility for spreading socialist thought. Eventually, resistance to Jewish socialists would take the form of a struggle against the "Judeo-Bolsheviks". Economic anti-Semitism was embraced by the Hlasists, who thus provided yet another source of critical arguments against the Jews. Szabó points out the importance of the well-known sociologist Anton Štefanek, considered the founder of Slovak sociology and another disciple of Masaryk. During the time of the Slovak State, Štefanek became the pride of Slovak political science and a leading scholarly critic of Jews. His attacks on Jews, together with those by other Hlasists, contributed to a specifically Slovak theory of anti-Semitism. The writings of Houston Stewart Chamberlain spread in Slovakia. Theoreticians dealt with the "Jewish Question" and with ways to resolve it. The campaign against the Jews during the time took on fairly radical expression and involved a variety of ideas and personalities. In this regard the activity of otherwise primarily liberal personalities is worth noting. For example, the Moravian Karel Kálal, the Slovak Igor Hrušovský and a host of others, all engaged in spreading hatred of the Jews. The campaign of Magyarization for Budapest drew objections from many quarters, including such Czech Jews as the aforementioned Eduard Lederer. Lederer was later, after 1922, to head the Jewish section of the Czechoslovak ministry of education and was popular neither with Orthodox Jewry, who disliked his reformist approach to religion, nor with the Zionists, who suspected him of being minded towards assimilationism. It should be emphasized that members of the Czech Jewish assimilationist school of thought, the "Čecho-žide", harbored some antipathy to the Jews of Slovakia, as both the Zionist and the Orthodox currents within the region's Jewry made matters difficult for those who aspired to assimilating them. However, in several Slovak cities there existed a Jewish assimilationist group by the name of Rozvoj (Development). Yet even Rozvoj was not accepted particularly warmly by Slovak nationalists, who saw it as a predominantly Jewish organization.

One interesting subsection, which departs somewhat from the subject of the Jews of Slovakia, is devoted to subject of Leo Tolstoy, Dušan Makovický and the issue of anti-Semitism. Makovický spent a period of time as Tolstoy's physician. He disliked Jews, a trait relatively common among the Slovak intelligentsia. Makovický made a number of efforts to persuade Tolstoy to issue anti-Semitic statements, but failed. The few words of Tolstoy in this vein that do exist and are sometimes directly quoted were apparently actually Makovický's, artfully attributed to Tolstoy.

The final chapter of the work is devoted to the years immediately after WW I. It does not follow on very closely from the earlier sections dealing with Magyar rule in Upper Hungary. While it does put forward several interesting and innovative insights, it lacks the natural flow of the earlier chapters. What it does manage is to reveal the anti-Jewish policies of the newly formed provisional Czechoslovak government of the time. However, missing from it is any discussion on important issues that may have been inherited from the governments that preceded it. The take-home message, however, is that the Slovak establishment hated Jews above all other groups, to the neglect of the Hungarians, despite their oppressive nationalist anti-Slovak rule.

Szabó has provided the Slovak and Jewish public with an interesting and important study. To date, those interested in the history of Jewry in Slovakia had to make do with a few brief statements disclosing the deep hatred for Jews harbored in particular by such figures as Ludovít Štúr and Hurbán Vajanský. Szabó has for the first time provided us with fuller details on the subject. These shocking details go a long way to explain the Slovak treatment of Jews during the holocaust. They also make it clear that the case of Josef Tiso was more than just an aberration, and that the esteem conferred in some circles to this day on "national hero" Andrej Hlinka, accompanied by the denial that he was in an anti-Semite, is utterly inappropriate. The hatred displayed by the Slovak intelligentsia and all too often also by ordinary Slovak people was so deeply seated and so vehement that must surely shock the reader. The book's narrative does not, and of course cannot, provide explanations, rational explanations, for that utterly incredible and unnatural hatred.

Beer-Sheva

Yeshayahu Andrej Jelinek

Marek, Pavel/Šmíd, Marek: Arcibiskup František Kordač. Nástin života a díla apologety, pedagoga a politika [Erzbischof František Kordač. Überblick über Leben und Werk des Apologeten, Pädagogen und Politikers].

Univerzita Palackého v Olomouci, Olomouc 2013, 224 S., Abb., ISBN 978-80-244-3371-4.

Lange Zeit hat die Person von František Kordač, von 1919 bis 1931 Prager Erzbischof, kein größeres Interesse in der Geschichtsschreibung und in der Theologie gefunden. Dies überrascht insbesondere vor dem Hintergrund, dass die Jahre, in denen er erst Priester in Nordböhmen und Theologieprofessor und schließlich Erzbischof in Prag war, in eine Phase großer politischer Veränderungen und innerkirchlicher Spannungen fallen, deren Auswirkungen über den unmittelbaren Bereich

der katholischen Kirche hinausreichen. Dies betrifft insbesondere auch den Bereich der deutsch-tschechischen „Konfliktgemeinschaft“ (Jan Křen), da Kordač in seiner Position auch mit Auseinandersetzungen über das Verhältnis von „Religion“ und „Nation“ konfrontiert war. Es ist das Verdienst von Pavel Marek, eine Biografie von Kordač vorgelegt zu haben, die seine umfassenden Tätigkeiten als Priester, Theologe und Politiker auf breiter Grundlage zu erfassen versucht. Nachdem er bereits im Jahr 2005 eine informative Biografie zu Kordač veröffentlicht hatte, in der sich zudem zahlreiche Dokumente zu dessen Leben finden,¹ hat Marek nun gemeinsam mit seinem jüngeren Kollegen Marek Šmíd eine überarbeitete und erweiterte Version publiziert. Neben der Berücksichtigung der seitdem erschienenen Literatur erscheint die Neuauflage insbesondere aus folgendem Grund sinnvoll: Die Öffnung der Vatikanischen Archive bietet völlig neue Möglichkeiten, und das insbesondere vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die Quellen, die Kordačs Zeit als Primas der Tschechoslowakei nach 1918 dokumentieren könnten, ganz offensichtlich in den achtziger Jahren in Prag vernichtet worden sind. Ziel der Studie ist es also, „weiße Flecken“ zu bearbeiten. Partiiell bleibe das weiterhin schwierig, so die Autoren, insbesondere die Rekonstruktion von Kordačs Wirken in Nordböhmen wird der Forschung noch eine aufwändige Recherche in der zeitgenössischen deutschsprachigen Regionalpresse abverlangen.

Marek und Šmíd sehen Kordač als einen der zentralen katholischen Intellektuellen der Jahrhundertwende. Die Frage nach dem Verhältnis von Glaube und Wissen betrachten sie als eine der Grundebenen für Kordačs Handeln. Prägend war in dieser Hinsicht dessen Studienaufenthalt in Rom, der in die Zeit des Ersten Vatikanums und der damit im Zusammenhang stehenden Entscheidungen und daraus folgenden Auseinandersetzungen fiel. Kordač ist als Vertreter der „Antimoderne“ anzusehen, der Reformüberlegungen der „Katholischen Moderne“ skeptisch gegenüberstand bzw. diese bekämpfte. Daneben war es die soziale Frage, die Kordačs Aktivitäten bestimmte. Hier liegt auch einer der Gründe, die ihn in die Politik führten und zu einem der wichtigsten Vertreter der katholischen Volkspartei in den böhmischen Ländern werden ließen. Die Autoren beschreiben Kordač als monarchietreu, doch war er offensichtlich rasch bereit, auch unter den neuen politischen Umständen nach 1918 aktiv in das Geschehen einzugreifen. So war Kordač nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik Mitglied der Revolutionären Nationalversammlung in Prag. Im neuen Staat entwickelte er dann rasch auch Interesse für die Entwicklung in der Slowakei.

Besonders beachtenswert ist, wie Kordač sich in der Frage des Nationalismus positionierte. Auf der einen Seite vertrat er eine übernationale Linie. So bezeichnete er in seiner Zeit in Litoměřice (Leitmeritz) die um die Jahrhundertwende propagierte Vorstellung, die böhmischen Diözesen nach nationalen Kriterien neu abzugrenzen, als „Bankrott des Katholizismus“ (S. 53). Auf der anderen Seite war er involviert in alltägliche nationale Gegensätze und hier nicht frei von nationalen Befind-

¹ Marek, Pavel: Arcibiskup pražský František Kordač. Nástin života a díla apologety, pedagoga a politika [Der Prager Erzbischof František Kordač. Skizze des Lebens und Werks des Apologeten, Pädagogen und Politikers]. Olomouc 2005.

lichkeiten. Dazu trug freilich auch bei, dass er als „Hetzkaplan“ diffamiert wurde, als er im Sinne der pastoralen Betreuung die Förderung der Zweisprachigkeit bei Priestern in Böhmen forderte. Die Studie stellt heraus, wie sehr sich die Einstellungen gegenüber Kordač wandelten: Wurde er im deutschen katholischen Milieu zu Beginn des 20. Jahrhunderts weitgehend abgelehnt, so erfuhr er in den zwanziger Jahren als Prager Erzbischof in der deutschsprachigen katholischen Presse große Anerkennung.

Hart blieb Kordač letztlich in der Reformdebatte nach 1918. Die Studie zeigt aber, dass das Schisma vom Januar 1920, aus dem die Tschechoslowakische Kirche hervorging, das Ergebnis einer zunächst offenen Situation war, in welcher der Prager Erzbischof durchaus Gesprächsbereitschaft signalisiert hatte. Doch bereits seine Berufung im Herbst 1919 war ein Signal gewesen. Der Papst traute Kordač offensichtlich zu, die Situation der katholischen Kirche in der politisch unruhigen Nachkriegszeit zu stabilisieren. Umgekehrt war dessen Berufung ein Zeichen dafür, dass man in Rom nur in sehr begrenztem Rahmen bereit war, auf die Reformbewegung tschechischer Geistlicher zuzugehen. Die von Marek und Šmíd herangezogenen Dokumente relativieren hierbei die Einschätzung, die man mitunter lesen kann, Kordač sei der Hauptverantwortliche für das Schisma gewesen.

Das letzte Kapitel des Buches gilt der so genannten Kordač-Affäre, also den Debatten rund um seine Demission im Jahr 1931. Geschildert wird, wie in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre auf Seiten des Vatikan die Zweifel an der Wirkungskraft des Prager Erzbischofs wuchsen. Dies hing offensichtlich insbesondere mit seinem Alter, aber auch mit dem spröden Auftreten zusammen, das man ihm nachsagte. Dabei wird überzeugend deutlich gemacht, wie sehr das Ereignis zum Kulminationspunkt für zeitgenössische Debatten um die Situation der katholischen Kirche wurde. Beschlossen wird der Band durch ein Orts- und Personenregister sowie den Abdruck einiger Fotografien.

Die vorliegende Publikation bietet eine überzeugende Darstellung des Lebens und Wirkens von František Kordač. Herausgearbeitet werden die großen Linien seines Lebens, etwa sein langjähriges Engagement für die Ausbildungsförderung von Priestern. Besonderes Gewicht wird zudem der Schilderung seiner politischen Aktivitäten eingeräumt. In der Analyse wird zudem deutlich, wie sehr sich in seiner Person einige Grundfragen zur Geschichte der böhmischen Länder des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts spiegeln. Neben dem Umgang der katholischen Kirche mit den Auswirkungen der Moderne war dies insbesondere die Gemengelage von nationaler und sozialer Frage. Der Struktur des Buches ist geschuldet, dass bestimmte Erzählstränge mehrfach neu ansetzen. An einigen Stellen vermisst man zudem eine Erläuterung kirchlicher Entwicklungen über den böhmischen Kontext hinaus bzw. deren Einordnung in einen größeren Zusammenhang. Abgesehen davon bietet diese Studie einen profunden Einblick in grundsätzliche Fragen von Religion und Politik in der Geschichte der böhmischen Länder, weswegen ihr – nicht nur im Kreis von kirchengeschichtlich Interessierten – viele Leser zu wünschen sind.

Adam, Alfons: Unsichtbare Mauern. Die Deutschen in der Prager Gesellschaft zwischen Abkapselung und Interaktion (1918-1938/39).

Klartext, Essen 2013, 472 S. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 41), ISBN 978-3-8375-0948-9.

Parallel zu den Erfolgen der tschechischen „nationalen Wiedergeburt“ erlebte auch Prag seinen Aufschwung. Schon vor 1918 war die böhmische Hauptstadt Anziehungspunkt für viele tschechische Arbeitsmigranten und zugleich auch der kulturelle Mittelpunkt der tschechischen Gesellschaft. Nach 1918 wurde die einstmalige Kaiser- und Königsstadt an der Moldau zur Hauptstadt der Tschechoslowakischen Republik, zum Sitz des Präsidenten und der Regierung. Auch in der Zwischenkriegszeit wuchs Prag weiter und wurde mit fast einer Million Einwohner zur einzigen modernen Großstadt der Tschechoslowakei mit Weltstadatmosphäre. Doch welche Bedeutung besaß sie für die deutschsprachige Bevölkerung? Wie gestaltete diese ihren Alltag im tschechoslowakischen Prag? Pfl egte sie ihre alten Traditionen weiter, passte sie diese veränderten geopolitischen Bedingungen an? Welchen Wandel erlebte die deutschsprachige Prager Gesellschaft in der Ersten Republik?

Antwort auf diese Fragen sucht Alfons Adam in seiner bereits 2008 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf verteidigten Dissertation. In den Mittelpunkt seiner Untersuchung stellt er die kulturelle Identität der Deutschen im tschechischsprachigen Umfeld. Da Identität bekanntlich diskursiv in der Auseinandersetzung mit dem Fremden entsteht, konzentriert sich Adam auf die konfliktgeladenen Kristallisationspunkte dieser Aushandlungsprozesse. Somit unterscheidet sich seine Studie von dem Mainstream der in der letzten Zeit erschienenen Arbeiten, die das Interesse auf den wechselseitigen Kulturtransfer zwischen den Tschechen, Deutschen und Juden in „Tripolis Praga“ lenkten.¹ Doch die Suche nach den transnationalen Ansätzen in der Prager Gesellschaft verschleiert keineswegs den Blick auf die „unsichtbaren Mauern“, die bereits die Zeitgenossen wahrnahmen. Diese von Richard Katz, einem deutschjüdischen Prager Journalisten, 1929 geprägte Metapher regt auch die Untersuchung von Adam an, der die „imagined walls“ um und innerhalb des deutschsprachigen Prag genauer unter die Lupe nimmt. Wo, von wem, warum und wie fest wurde das unsichtbare Gemäuer innerhalb der alten Bauwerke aufgebaut? Was versperrte und wie beeinflusste es die sozialen Beziehungen in der Großstadt?

¹ *Becher, Peter/Knechtel, Anna* (Hgg.): *Praha-Prag 1900-1945. Literaturstadt zweier Sprachen, vieler Mittler.* Passau 2010. – *Džambo, Jozo* (Hg.): *Praha-Prag 1900-1945. Literaturstadt zweier Sprachen, vieler Mittler.* Katalog zu gleichnamiger Ausstellung. Passau 2010. – Den in der Regel deutsch schreibenden Persönlichkeiten und ihrem multinationalen Umfeld Prags im 19. und 20. Jahrhundert sind die inzwischen sechs Bände der seit 2011 erscheinenden Reihe „Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert“ gewidmet, die von den Germanisten Steffen Höhne, Václav Petrbok und Alice Stašková herausgegeben wird. – 2012 erschien auf Tschechisch das Opus Magnum von Jitka Ludvová, das dem deutschsprachigen Theaterleben in Prag zwischen 1848-1945 gewidmet ist. *Ludvová, Jitka: Až k hořkému konci* [Bis zum bitteren Ende]. Praha 2012. – Schließlich erschien 2012, kurz vor der hier besprochenen Arbeit, die Dissertation von Ines Koeltzsch, die die Verflechtung der deutschen, tschechischen und jüdischen Kultur im Prag der Zwischenkriegszeit untersucht. *Koeltzsch, Ines: Geteilte Kulturen. Eine Geschichte der tschechisch-jüdisch-deutschen Beziehungen in Prag (1918-1938)* München 2012 (VCC 124).

Im ersten Kapitel rekapituliert Adam anhand breit gefächerter deutsch-, tschechisch- und englischsprachiger Sekundärliteratur sowie zeitgenössischer Presse- und Archivmaterialien die bereits häufig untersuchte Konfliktsituation: das Abtragen der Mariensäule vom Altstädter Ring, die Ständetheater- und die Tonfilmaffäre. Doch zugleich erinnert er auch an die Exilanten aus dem nationalsozialistischen Deutschland und aus Österreich. Die Prager deutschsprachige Bevölkerung erscheint zunächst als eine Opfergruppe, die unter der „Entösterreicherung“, dem tschechischen Chauvinismus und nicht zuletzt auch der rigiden Anwendung des 1920 verabschiedeten Sprachengesetzes litt. Doch spätestens bei der Auseinandersetzung mit dem Exil wird offensichtlich, dass die „unsichtbaren Mauern“ keineswegs nur nationale waren. Die Situation der deutschsprachigen Bevölkerung gestaltete sich viel komplexer, weil auch die religiösen, weltanschaulichen und wirtschaftlichen Schranken in mehrfacher Hinsicht identitätszuweisende Funktionen hatten, was in den folgenden Kapiteln ausgeführt wird.

Adam nähert sich der deutschsprachigen Gesellschaft Prags sozialgeschichtlich. Besonders das zweite Kapitel bietet einen bunten Reigen von Zahlen, mit denen die Prager deutschsprachige Gesellschaft quantifiziert werden soll. Zugleich weist Adam auf den Konstruktcharakter der Kategorie des Nationalen hin, der ihn im Text aber gewissermaßen selbst einholt, wenn er deutschsprachige, aus Böhmen stammende Journalisten und Politiker jüdischer Herkunft mal als Deutschböhmern, mal als Deutsche und dann wieder als Juden bezeichnet. Die Zahlen liefern, trotz der situativen Identitäten der vielen Deutschprager, beachtenswerte Ergebnisse. Zunächst überrascht, dass die Anzahl der Prager, die sich als Deutsche deklarierten, von circa 30000 bis 1938 auf 60000 anwuchs. Die Verdoppelung lässt sich bei konstantem Geburtenrückgang nur mit der Migration aus den deutschsprachigen Grenzgebieten der Tschechoslowakei erklären. Prag war ein Magnet, der in der Zwischenkriegszeit die deutschsprachigen Randböhmern – ein wichtiges Ergebnis der Studie – viel stärker als je vorher anzog. Dies ist darauf zurückzuführen, dass sich Prag nach den ersten Jahren in der Republik allmählich als bedeutendstes politisches, kulturelles und ökonomisches Zentrum der tschechoslowakischen Deutschen etablierte. Die Zuwanderer wurden nicht nur von den deutschen Hoch- und Mittelschulen angezogen, sondern auch von den zahlreichen Privatunternehmen und politischen und kulturellen Institutionen wie Presseredaktionen, Theater und Sekretariaten der Parteien. Die Tabelle zur Berufsstruktur der Prager Deutschen deutet allerdings auch darauf hin, dass die Zahl der deutschen Beamten im Staatsdienst nicht unbedeutend war und sogar noch geringfügig zunahm. Sehr überraschend ist aber, dass sich die Anzahl der Deutschen im national sensiblen Militärbereich fast verdoppelte. Mit Blick auf die Zahlen (S. 125 Tabelle II.7.2) kann ich die Meinung des Autors nicht nachvollziehen, der die Diskriminierung der Deutschen und Juden (!) im öffentlichen Staatsdienst beanstandet (S. 126 f.), zumal diese Argumentation nicht mit konkreten Belegen untermauert wird. Es wäre sicher auch hilfreich gewesen, die Arbeitgeber ausführlicher zu analysieren. Klar wird hingegen, dass der Anteil der deutschsprachigen Arbeiter in Prag auch bis 1938 gering blieb. Die Migration und womöglich auch die Berufsstruktur hatten starken Einfluss auf die Struktur der deutschen Bevölkerung: Karriere war Männersache und musste früh begonnen

werden. Dies fördert ein weiteres unerwartetes Ergebnis zutage: Nämlich, dass die Zahl sogenannter deutsch-tschechischer Mischehen in Prag zwischen 1918 und 1939 kontinuierlich zunahm (S. 95).

Das dritte Kapitel ist dem aus nationaler Sicht hoch empfindlichen Prager Schulwesen gewidmet und bietet besonders zum Elementarschulwesen viele statistische Angaben. Für die Schüler aus deutschen oder tschechischen Familien, nicht aber aus den jüdischen, kommt Adam zu dem treffenden Schluss, dass sich die Übereinstimmung zwischen der Nationalität der Schüler und der Unterrichtssprache in der Republik vergrößerte (S. 139). Ein Widerspruch dagegen tut sich bei der Behandlung der Schulauffassungen im Prag der zwanziger Jahre auf, die vom Schulministerium mit sinkenden Schülerzahlen begründet wurden. Adam behauptet, die Zahl der Schüler in deutschen Schulen von 1918/19 bis 1933/34 sei kontinuierlich gestiegen (S. 138). Allerdings vergleicht er nur die Statistiken aus diesen beiden Jahren, wobei er sich gerade von der zweiten über das Schuljahr 1933/34 in die Irre leiten lässt. Denn er übersieht die erste große Welle politischer Emigranten, die nach der „Macht ergreifung“ Hitlers in Deutschland mit ihren Kindern nach Prag kamen (Vgl. Tab. II.5.1 auf S. 113). Dass die gestiegenen Schülerzahlen des Jahres darauf zurückzuführen sind, bestätigt er indirekt selbst an anderer Stelle (S. 139), wo er auf die sinkende Geburtenrate der autochthonen Prager Bevölkerung während der Kriegszeit hinweist (S. 139).

Viel interessanter ist der zweite Teil des Kapitels, in dem es um die konfliktreiche innere Entwicklung der Prager Deutschen Universität (DUP) geht. Anhand von Archivmaterial und Sekundärliteratur zeigt Adam plastisch die Radikalisierung an der Universität, wo die neuen aus den deutschen Grenzgebieten kommenden nationaldeutschen Studenten und Dozenten allmählich die Oberhand gewannen. Davon zeugt besonders der sich nachhaltig ausbreitende deutsche Antisemitismus an der DUP, den Adam viel stärker akzentuiert als bisherige Studien. Aber auch die „Tschechophilie“ wurde im deutschen akademischen Milieu zu einer Straftat, Kooperation im Bildungssektor sei äußerst selten gewesen, urteilt Adam. Damit weist er auf das Problem der „Selbstghettoisierung“ der Deutschen hin. Aufschlussreich ist aber, dass dazu wesentlich das Gefühl der Benachteiligung und der Ohnmacht gegenüber der staatlichen – sprich tschechischen – Willkür wesentlich beitrug.

Das weitaus gelungenste ist das vorletzte Kapitel. Es betrifft das bisher von der Forschung kaum betretene Gebiet der Prager deutschen Vereine und Verbände. Sehr anschaulich erzählt Adam die Vereinsgeschichte(n) und verortet diese nach ihrer weltanschaulichen Ausrichtung. So kann er zeigen, dass sich faktisch drei „Vereinswelten“ etablierten, welche sich manchmal (nicht nur wegen der Überschneidung ihrer Mitgliedschaft) unter einem Dach trafen. Zeichneten sich die sozialdemokratischen Vereine durch eine relative Geschlossenheit und Beständigkeit aus, saß besonders im Deutschen Haus die bürgerliche Bevölkerung liberaler und nationaler Gesinnung dicht nebeneinander. Zu dieser ideologischen Offenheit trugen auch die finanziellen Probleme des Deutschen Hauses bei. So konnten sich die Mitglieder und Zuhörer hier sowohl Reden und Vorträge von deutschjüdischen Journalisten wie auch das Poltern von Joseph Goebbels anhören. Das Volksbildungshaus Urania verfolgte dagegen bis zur erzwungenen Auflösung einen aktivistischen, staatsloyalen

Kurs, arbeitete sogar mit tschechischen Lokalvereinen zusammen und produzierte seit 1923 deutschsprachige Radiosendungen, die der tschechoslowakische Rundfunk regelmäßig ausstrahlte. Auch der Theaterverein beim Neuen Deutschen Theater engagierte sich aktiv im deutsch-tschechischen Gespräch, vielleicht auch deshalb, weil er in der Konkurrenz von zahlreichen Theaterhäusern in den überwiegend deutschsprachigen Städten ohne die finanzielle Unterstützung durch die tschechischen Behörden nicht lebensfähig gewesen wäre. Doch besonders bei der Analyse der Entwicklung des Deutschen Hauses wird offensichtlich, dass die tschechische Politik es zunächst versäumte, das Vertrauen der traditionell liberalen Kreise zu gewinnen und ihre interessanten Aktivitäten zu unterstützen. Dadurch gerieten diese in die Isolation und konnten der Lawine der aus den Grenzgebieten zugezogenen und in nationaler Hinsicht viel radikaleren Landsleute kaum Paroli bieten. Obwohl die unterschiedlichen Anhänger lange Zeit koexistierten, setzten sich die Anhänger der SdP Konrad Henleins immer stärker durch.

Das letzte Kapitel betrifft die deutsche Kommunalpolitik in Prag und verdeutlicht mit aller Klarheit die bereits in den vorherigen Kapiteln ausgearbeiteten Probleme. Es ist daher zu fragen, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, dieses Kapitel den Kapiteln drei und vier voranzustellen. Die Aspekte der politischen Auseinandersetzung und die Ergebnisse ihrer Untersuchung bildeten den Rahmen für die der Entwicklung des Vereins- und Schulwesens in der Stadt. Die deutsche Politik sah ihre Schwerpunkte gerade im Schulwesen, im Kampf um öffentlichen Raum und kulturelle Autonomie der deutschsprachigen Bevölkerung. Außerdem waren die hier erwähnten Politiker auch in dem einen oder anderen der hier thematisierten Bereiche besonders aktiv. Zugleich ist es Adam in diesem Kapitel auch gelungen, auf die Verwobenheit der Prager lokalen und der staatlichen Politik hinzuweisen, die die Rahmenbedingungen für das kulturelle Leben überhaupt schuf. Auch deshalb veranschaulicht das Kapitel die Ergebnisse der anderen Kapitel, die Unfähigkeit der tschechischen Politiker, die deutschliberalen Kräfte für sich zu gewinnen und ihnen einen Freiraum für ihre Politik zu öffnen. Um deren Loyalität zu sichern und sich Ansehen in der deutschen Gesellschaft zu verschaffen, die sich durch Migration rasant veränderte, hätte ihre Politik auch Erfolge vorweisen müssen. Dass positive Ergebnisse kaum erreicht wurden, ist besonders auf die chauvinistische Politik des langjährigen Prager Bürgermeisters Karel Baxa zurückzuführen, dessen Sturheit die deutschliberale Politik zum Scheitern verurteilte. So breitete sich unter den Deutschen Prags ein Gefühl der Benachteiligung aus, das immer stärker den Irredenta entsprach, die in den Grenzgebieten der Tschechoslowakei nach 1918 formuliert worden waren. Die unsichtbaren Mauern zwischen Prag und Provinz fielen allmählich, denn auch innerhalb der deutschen Bevölkerung Prags setzte sich das chauvinistische und antisemitische Lager durch.² Die liberalen Kräfte räumten nach und nach das Feld. Der Wandel der deutschsprachigen Gesellschaft Prags war vollzogen.

² Vgl. dazu neuerdings und aus literaturhistorischer Sicht: *Becher, Peter/Džambo, Jozo/Knechtel, Anna* (Hgg.): *Prag – Provinz. Wechselwirkungen und Gegensätze in der deutschsprachigen Regionalliteratur Böhmens, Mährens und Sudetenschlesiens*. Wuppertal 2014.

Adam liefert eine quellengesättigte Untersuchung zur Mentalitätsgeschichte der Deutschen in der Tschechoslowakei. Anhand der Lektüre können die sie umgebenden „unsichtbaren Mauern“ und auch deren Trümmer zwar erspürt werden, doch man wünschte sich, dass sie zumindest zum Schluss klar markiert würden. Auch hätte es sich gelohnt, die Ergebnisse der Studie abschließend in Beziehung zur gegenwärtigen Forschungsdiskussion zu setzen. So liegt der Gewinn eher im Faktografischen: Die statistischen Daten geben eine solide Grundlage für weitere Studien und die von Adam erschlossenen Quellen bieten zahlreiche Anregungen. Getrübt wird der positive Gesamteindruck von dem manchmal steifen Stil der Erzählung und den zahlreichen formalen Fehlern. Künftigen Forschern wird die ungenaue Zitierweise bei vielen Zeitungsartikeln das Leben verkomplizieren, denn oft gibt Adam weder den Aufsatztitel noch die Zeitungsseite an, auf die er sich bezieht. Auch sind ihm etliche Fehler und Ungenauigkeiten im Text und Personenregister unterlaufen, auf deren Aufzählung hier verzichtet wird. Sie werden manche der in der Materie nicht bewanderten Leser ziemlich verwirren.

Ústí nad Labem

Mirek Němec

Tóth, Andrej/Novotný, Lukáš/Stehlík, Michal: Národnostní menšiny v Československu 1918-1938. Od státu národního ke státu národnostnímu? [Nationale Minderheiten in der Tschechoslowakei 1918-1938. Vom National- zum Nationalitätenstaat?] Univerzita Karlova, Filozofická fakulta Praha 2012, 722 S. (Opera Facultatis philosophicae Universitatis Carolinae Pragensis XIII), ISBN 978-80-7308-413-4.

Kuklík, Jan/Němeček, Jan: Od národního státu ke státu národnostnímu? Národnostní statut a snahy o řešení menšinové otázky v Československu v roce 1938 [Vom National- zum Nationalitätenstaat? Das Nationalitätenstatut und die Bemühungen um eine Lösung der Minderheitenfrage in der Tschechoslowakei im Jahre 1938].

Karolinum, Praha 2013, 450 S., ISBN 978-80-246-2377-1.

Die Übereinstimmung der Titel beider Studien ist frappierend, Inhalt und methodisches Vorgehen sind jedoch sehr unterschiedlich. Kuklík und Němeček weisen darauf hin, dass sie das Werk von Tóth, Novotný und Stehlík in ihrer Arbeit nicht mehr berücksichtigen konnten. Sie konzentrieren sich in ihrer Untersuchung auf den Entwurf des „Nationalitätenstatuts“, an dem die tschechoslowakische Regierung zwischen März und August 1938 gearbeitet hat. Auch für Tóth, Novotný und Stehlík bildet dieses Statut den Höhepunkt der tschechoslowakischen Gesetzgebung und Politik zu den nationalen Minderheiten. Beide Teams sind sich einig, dass das Nationalitätenstatut zwar immer wieder untersucht, aber in seiner Bedeutung bislang nicht genügend gewürdigt worden sei. Meine Studie zu diesem Thema wird nur in einer einzigen Anmerkung erwähnt, obwohl die entsprechende Arbeit in deutscher Sprache schon 2008 erschienen ist.¹

¹ Brandes, Detlef: Die Sudetendeutschen im Krisenjahr 1938. München 2008 (VCC 107); tschechische Übersetzung: Sudetští Němci v krizovém roce 1938. Praha 2012.

Kuklík und Němeček gliedern ihre Arbeit in zwei Teile. Der erste ist der Innenpolitik, der zweite der Außenpolitik, und zwar besonders der britischen, gewidmet, was auf die speziellen Kenntnisse der beiden Autoren zurückzuführen sein dürfte. Offenbar hat der Rechtshistoriker Jan Kuklík den ersten Teil verfasst, während sich Jan Němeček auf seine zahlreichen Arbeiten zur tschechoslowakischen Außenpolitik und Studien in den britischen National Archives stützen kann. Aus seiner Darstellung wird deutlich, dass Großbritannien trotz aller Zugeständnisse der tschechoslowakischen Regierung von Anfang an nicht bereit war, für die territoriale Integrität der Tschechoslowakei einen Krieg zu riskieren.

Tóth, Novotný und Stehlík behandeln im ersten Kapitel ihrer Darstellung die verfassungsrechtliche Stellung der nationalen Minderheiten in der Tschechoslowakischen Republik und geben einen Überblick über deren Parteien. Sie zeigen, dass die magyarische Minderheit von Anfang an im Schatten der deutschen stand. Ebenso wie bei den deutschen Parteien gewannen „Aktivisten“, die zur Zusammenarbeit mit der Regierung bereit waren, auch in der Magyarischen Nationalpartei 1925 die Oberhand. Zu einer kontinuierlichen Zusammenarbeit der Aktivisten beider Nationalitäten kam es trotz der gegenseitigen verbalen Unterstützung auch dann nicht, als 1933 eine neue Generation die Führung in den beiden magyarischen Hauptparteien übernahm, die 1936 zur Vereinigten Magyarischen Partei (Egységes Magyar Párt, EMP) verschmolzen. Die magyarischen Parteien vertraten die kulturell-sozialen und wirtschaftlichen Interessen ihrer Wähler, jedoch anders als die Sudetendeutsche Partei (SdP) „stets im gesetzlichen Rahmen“ (S. 111). Die Zukunft sahen sie in einer Autonomie innerhalb der Slowakei. Deshalb unterstützten sie die Forderungen der slowakischen Autonomisten. Nachdem ihnen Edvard Beneš zugesagt hatte, ihre nationalen Forderungen zu unterstützen, gaben sie ihm ihre Stimme bei der Wahl zum Präsidenten der Republik. Ihr amtierender Vorsitzender lehnte allerdings Benešs Angebot ab, als Minister ohne Portefeuille in die Regierung einzutreten. Die EMP setzte im Gegensatz zur SdP auch in den folgenden Jahren keine antistaatlichen Aktionen als Druckmittel ein, was Tóth, Novotný und Stehlík als Verdienst ihres amtierenden Vorsitzenden, des Grafen János Esterházy, bezeichnen. Zum Revisionismus neigte die EMP erst am Ende der Ersten Republik.

Einseitig erscheinen die Urteile in Bezug auf Karpatenrussland, wo tschechische Zuwanderer, besonders ehemalige Legionäre, im Rahmen der Bodenreform 15 bis 30 Hektar, einheimische Bauern dagegen nur rund einen Morgen erhielten, was Tóth, Novotný und Stehlík „mit der wirtschaftlichen Kraft der einzelnen Bewerber“ rechtfertigen (S. 176). Ihr insgesamt positives Urteil über die tschechoslowakische Politik gegenüber der polnischen Minderheit passt ebenfalls nicht zu ihren einzelnen Aussagen über die Bodenreform und die Sprachpolitik in den mehrheitlich polnischen Bezirken.

Im zweiten Kapitel wird die Lage der nationalen Minderheiten auf einzelnen Politikfeldern untersucht. Die tschechischen Politiker waren sich einig, einen National- und keinen Nationalitätenstaat aufzubauen. Sowohl in der Verfassung als auch in mehreren Gesetzen wurde der Vorrang des „tschechoslowakischen Volkes“ und der „tschechoslowakischen Sprache“ festgelegt, ein Rückschritt gegenüber dem Recht der Habsburgermonarchie, dessen sich auch Beneš bewusst war. In Gerichts-

bezirken, in denen sie weniger als 20 Prozent stellten, konnten sich Angehörige der nationalen Minderheiten nur in „tschechoslowakischer Sprache“ an die Behörden wenden, was nach Tóth, Novotný und Stehlík rund 130 000 Deutsche, 50 000 Magyaren und 12 000 Polen betraf. Nur wer die Staatssprache „voll“ beherrschte, durfte in den Staatsdienst aufgenommen werden. Die Republik behielt die Vorzensur aus der Zeit der Monarchie bei und schränkte die Pressefreiheit in Krisenzeiten weiter ein, wovon neben den kommunistischen vor allem Organe der nationalen Minderheiten betroffen waren. Über die Verteilung des im Zuge der Bodenreform konfiszierten Landes entschieden Kompromisse zwischen den tschechoslowakischen Parteien. Dadurch wurden Landbewerber aller Minderheiten benachteiligt, am stärksten aber die Magyaren und Karpatenruthenen (Zahlen auf S. 327 f.). Wie Tóth, Novotný und Stehlík schreiben, waren die Magyaren zu Recht unzufrieden, dass sie keine Universität erhielten: Ihre Universität war ja nach dem Umsturz in eine slowakische Universität verwandelt worden; auch die magyarische Rechtsakademie war aufgelöst worden. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung waren die Deutschen überproportional vertreten, während das Wahlrecht und die Einteilung der Wahlkreise die Magyaren und Karpatenruthenen kräftig benachteiligten.

Das dritte und umfangreichste Kapitel trägt den Titel „Suche nach einer neuen Richtung in der Minderheitenpolitik in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre“. Ziel der tschechoslowakischen Politik war nun, „eine minimale Loyalität der insgesamt negativ orientierten mehrere Millionen umfassenden Minderheitenbevölkerung zu sichern“ und die Beziehungen zum nationalsozialistischen Deutschland zu stabilisieren (S. 331). Die neue Lage nach dem Sieg der SdP bei den Parlamentswahlen erforderte Zugeständnisse an die nationalen Minderheiten. Beneš lehnte zwar die Umwandlung der Republik auf autonomer oder föderativer Grundlage ab, sprach sich jedoch in einer Rede im August 1936 für „eine vernünftige Dezentralisierung verbunden mit einem zweckmäßigen wirtschaftlichem und administrativem Regionalismus“ aus (S. 348). Die Autorentams beider Bücher sind sich einig, dass das sogenannte „Feber-Abkommen“ 1937 trotz der gegenteiligen Propaganda den „Neoaktivisten“ nur sehr geringe Erfolge beschert hat. Zwar stieg die Quote der Neueinstellungen von Deutschen von 8,56 auf 12,6 Prozent, aber nicht ihr Gesamtanteil an den öffentlichen Bediensteten, wie Tóth, Novotný und Stehlík irrtümlich behaupten. Beneš gab seinem Mitarbeiter den Auftrag herauszufinden, ob sich nach dem Abkommen die Einstellungspraxis im Bereich der einzelnen Ministerien zugunsten der Deutschen geändert habe. Kuklík und Němeček erwähnen zwar den Auftrag (S. 37), aber nicht das niederschmetternde Ergebnis.² Nicht einmal auf entsprechende Richtlinien konnten sich die Ministerien bis zum September 1938 einigen. Die alternativen Gesetzentwürfe der SdP vom April 1937, die Tóth, Novotný und Stehlík gründlich analysieren, zielten auf „eine national kollektivistische Autonomie für nationale Minderheiten in der ČSR“ (S. 367). Sie wurden an Ausschüsse überwiesen und dem Parlament nicht zur Abstimmung vorgelegt. Weitaus schlechter als die Deutschen behandelte die tschechoslowakische Verwaltung die Magyaren, wie aus

² Brandes: Die Sudetendeutschen 27 (vgl. Anm. 1).

einem Memorandum der EMP aus dieser Zeit erneut hervorgeht, das Tóth, Novotný und Stehlik ausführlich paraphrasieren.

Kurz nach dem Anschluss Österreichs kündigte Ministerpräsident Milan Hodža die Ausarbeitung eines „Minderheitenstatuts“ an, das auf Benešs Weisung in „Nationalitätenstatut“ umgetauft wurde. Anfangs sollte es nur die bisherigen Gesetze und Regelungen zusammenfassen und die Öffentlichkeit besonders im westlichen Ausland von der vorbildlichen Minderheitenpolitik der Tschechoslowakei überzeugen, in den folgenden Monaten wurde es jedoch schrittweise um neue Regelungen zugunsten der Minderheiten ergänzt. Alle Bemühungen der Regierung waren indes zum Scheitern verurteilt, da Hitler am 28. März Henlein angewiesen hatte, einen Ausgleich durch „unerfüllbare“ Forderungen zu sabotieren.

Kuklík und Němeček behandeln zuerst die Diskussionen über das Statut auf Seiten der Regierung und ihrer Berater, im Anschluss die Verhandlungen mit Vertretern der Minderheiten und schließlich den ausländischen, besonders den britischen Druck auf die Regierung zugunsten immer neuer Zugeständnisse an die SdP, während Tóth, Novotný und Stehlik die Innen- und Außenpolitik verschränken und dadurch die Dynamik der Entwicklung deutlicher machen können. Die zuständigen Beamten der einzelnen Ministerien und die juristischen Berater wie Emil Sobota, Zdeněk Peška, Emil Hácha oder Karel Engliš arbeiteten unter höchstem Zeitdruck. In beiden Darstellungen wird deutlich, dass Beneš die Verhandlungen zunehmend dominierte. In vielen Fällen war er es, der die Rundschreiben des Außenministeriums an die Gesandtschaften formulierte und die Arbeit am Nationalitätenstatut vorantrieb. Seine Äußerung, „dass wir zentralistischer als unter Österreich sind und den Deutschen eigentlich nicht einmal das geben, was wir selbst in Österreich hatten“,³ bringt allerdings keine der beiden Darstellungen.

Mit Mühe schaffte es die Regierung, das Nationalitätenstatut selbst und das neue Sprachengesetz bis Anfang Juli in der Rohfassung vorzulegen. Allein der Motivenbericht umfasste 150 Seiten (abgedruckt bei Kuklík und Němeček, Dok. 5). Das Nationalitätenstatut in der Fassung vom 26. Juli 1938 bestand aus 14 Abschnitten. Es ist als „2. Plan“ in die Geschichte der Ausgleichsbemühungen eingegangen. Eine Reihe von Paragrafen wiederholte und präzisierte bestehende Regelungen. Neu war die Zusage eines proportionalen Anteils der Nationalitäten an den Stellen im zivilen Staatsdienst und staatlich geleiteten Instituten und Unternehmen im jeweiligen Land, nicht jedoch im Bezirk, wo diese Zusage z.B. in Reichenberg zu einem Anteil von 96 Prozent Deutschen im öffentlichen Dienst geführt hätte. Nationale Proportionalität sollte auch bei der Nutzung öffentlicher Mittel und bei Aufträgen staatlicher oder regionaler Selbstverwaltungskörperschaften gelten. Vorzugsweise seien örtliche Unternehmen zu bedenken, die Personen verschiedener Nationalitäten beschäftigten. Diese Regeln sollten aber für Unternehmen mit wesentlichem staatlichem Kapitalanteil und für Aufträge im Rahmen der Landes- und zivilen Luftverteidigung nicht gelten (abgedruckt im Anhang zu beiden Publikationen, bei Kuklík und Němeček allerdings ohne den Abschnitt X). Zentrales Element des „2. Plans“ war der Abschnitt X, dessen Grundsätze Mitte Juli auf Sitzungen der „poli-

³ *Ebenda* 204.

tischen Minister“ beim Präsidenten der Republik beschlossen und am 28. Juli vom Vorsitzenden des Verfassungsgerichts den Vertretern der SdP überreicht wurden. Einige Kompetenzen sollten vom Zentrum an die Länder Böhmen, Mähren/Schlesien und Slowakei und von dort zum Teil an nationale Kurien delegiert werden. Diese sollten für alle Nationalitäten errichtet werden, die in die Landesversammlung mindestens sechs Abgeordnete entsandten bzw. in einem Gerichtsbezirk mindestens 50 Prozent der Bevölkerung stellten. Kurien seien auch auf der Ebene der politischen Bezirke einzuführen. Diese „Dezentralisierung“ war als das größte Zugeständnis an die Minderheiten, d.h. besonders die deutsche, gedacht. Die Kurien sollten ihre Vertreter in die Landesorgane und -institutionen schicken. Länder bzw. Kurien dürften genauere Vorschriften zu Gesetzen der Zentrale verabschieden. Sie sollten Statuten herausgeben können für Institutionen, die nur ihrer Nationalität dienen. Damit kehrte die Regierung zu einigen Grundsätzen des Mährischen Ausgleichs von 1905 zurück. Mit diesem Angebot erfülle sie die Forderungen der Deutschböhmern aus dem Jahre 1890, schrieb Beneš.

Im Entwurf des Sprachengesetzes (als Anlage abgedruckt bei Kuklík und Němeček) hielt die Regierung am Grundsatz fest, dass die „tschechoslowakische“ Sprache die „staatliche, offizielle Sprache der Republik“ sei. „Andere“ Sprachen konnten zu Amtssprachen werden, wenn sie von 15 Prozent (statt wie bisher 20) der Bevölkerung in dem betreffenden Gerichtsbezirk verwendet wurden. Übergeordnete Behörden sollten mit untergeordneten in deren Sprache oder zweisprachig verkehren. Die SdP-Vertreter monierten, dass das Sprachengesetz wenig Neues außer dieser 15-Prozent-Klausel bringe. Sie bedeute nur in sieben Gerichtsbezirken eine Verbesserung. Bis dahin stellten nämlich Deutsche die Mehrheit in 120 Bezirken und verfügten über mindestens 20 Prozent in weiteren 25 Bezirken. Wie aus einem früheren Entwurf mit einer Grenze von zehn Prozent hervorgeht, hatte sich die Regierung in dieser Frage aber einen Spielraum für die Verhandlungen offen gelassen. Auch die magyarischen Vertreter lehnten sowohl das Sprachengesetz als auch das Nationalitätenstatut ab. Wegen der willkürlichen Grenzziehung zwischen den Bezirken, behaupteten sie, könnten auch bei einer Grenze von 15 Prozent 200 000 bis 250 000 Magyaren nicht in ihrer Muttersprache mit den Behörden verkehren. Nach der Meinung von Kuklík und Němeček hätte das Nationalitätenstatut dennoch zu „einer der liberalsten Kodifikationen der Nationalitätenrechte im Europa der Zwischenkriegszeit“ werden können (S. 278). Außerdem enthielt es durch Kontrollrechte der Regierung noch Sicherungen gegen den totalen Machtanspruch der SdP. Die Geschichte des Nationalitätenstatuts war nach Ansicht von Tóth, Novotný und Stehlík immerhin ein Versuch, sich von individuellen zu kollektiven Rechten zu bewegen.

Die Vertreter der SdP lehnten die Gesetzentwürfe als völlig unzureichend ab. Sie kritisierten unter anderem, dass die proportionalen Besetzungen nur für Neueinstellungen und nur für den zivilen Dienst gelten und die tschechischen Beamten aus dem deutschen Gebiet nicht abgezogen werden sollten. Ein Ausgleich mit den Nationalitäten sei nur durch die Abkehr vom Prinzip des tschechoslowakischen Nationalstaats zu erreichen. Mit der Entsendung Walter Runcimans als britischem Vermittler wurden weitere Diskussionen über das Nationalitätenstatut hinfällig. Unter starkem

internationalem Druck war Beneš gezwungen, neue Pläne auf der Grundlage der Bildung von deutschen Gauen sowie weiterer Zugeständnisse besonders in der Sprachenfrage vorzulegen. Im 4. Plan sah Runciman schließlich die Erfüllung der Forderungen der SdP und gab dieser die Schuld am Scheitern der Verhandlungen. Tóth, Novotný und Stehlík charakterisieren diese Pläne als „ernsthafte und aufrichtigen Versuch, die Stellung der nationalen Minderheiten in der Republik zu lösen“ („vážný a upřímný pokus o vyřešení pozice národnostních menšin v republice“). Diese Einschätzung erscheint allenfalls gerechtfertigt, wenn man davon absieht, dass diese Pläne nur unter ultimativem Druck der Großmächte entwickelt wurden und der seit April 1938 offen nationalsozialistischen SdP einen Teil des Landes überlassen hätten und unter anderen Bedingungen gewiss keine Mehrheit in der Nationalversammlung gefunden hätten.

Zum Abschluss übernehmen Tóth, Novotný und Stehlík die Kritik, die Beneš selbst in seinen Erinnerungen an die tschechoslowakische Minderheitenpolitik der Zwischenkriegszeit niedergeschrieben hat. Gefehlt habe eine liberalere Anwendung der Gesetze, die Proportionalität bei der Ernennung staatlicher Beamter und Angestellter und bei der Aufteilung des Staatsbudgets sowie schließlich eine stärkere regionale Dezentralisierung. Tóth, Novotný und Stehlík bemängeln darüber hinaus „die künstlich geschaffene national-zentralistische Konzeption der Staatsverwaltung“ („uměle vytvořená národně-centralistická koncepce administrace státu“), die sowohl die Minderheiten als auch die Slowaken benachteiligt habe (S. 591 f.).

Das Verdienst beider Werke ist die ausführliche und kritische Darstellung des Nationalitätenstatuts, an dessen Ausgestaltung Beneš selbst, die Regierung und die führenden tschechischen Staatsrechtler beteiligt waren. Zusammen stellen diese Werke den Lesern zudem die wichtigsten Dokumente im Wortlaut zur Verfügung. Das Statut ist bisher meist nur als eine Etappe auf dem Weg zum Münchner Abkommen skizziert und nicht als eine von der sudetendeutschen Mehrheit vergebene Chance für einen gerechten nationalen Ausgleich gewürdigt worden, was besonders durch den Kontrast mit der Politik der magyarischen Minderheit deutlich wird.

Berlin

Detlef Brandes

Konrád, Ota: Nevyvážené vztahy. Československo a Rakousko 1918-1933 [Unausgewogene Beziehungen. Die Tschechoslowakei und Österreich 1918-1933].

Masarykův ústav a Archiv AV ČR, Praha 2012, 309 S., Abb., ISBN 978-80-86495-89-7.

Der tschechoslowakische Außenminister Edvard Beneš legte im Juli 1922 Ferdinand Marek, dem österreichischen Gesandten in Prag, seine Vorschläge zur Sanierung der maroden österreichischen Wirtschaft dar. Reformen der Staatsverwaltung sowie in der Eisenbahn- und Finanzpolitik, so dozierte Beneš, sollten mit „großer Energie, vielleicht auch Rücksichtslosigkeit und Brutalität“ durchgeführt werden (S. 177). Ota Konrád charakterisiert die Art und Weise, mit der den Österreichern Ratschläge erteilt wurden, als „protektionistische Einstellung der tschechoslowakischen Außenpolitik“. Wäre Österreich dem Beispiel der Tschechoslowakei gefolgt, so die tschechoslowakische Haltung, wäre es nie bis an den Rand des Staatsbankrotts gelangt. Die als faul und passiv dargestellte österreichische Regierung wird hier zu

einem negativen Spiegelbild der aufblühenden Tschechoslowakei. Diese stark mit ethischen Kategorien operierende Einstellung ist bezeichnend für die „Unausgewogenheit“ der Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei und Österreich in der Zwischenkriegszeit, die oftmals von der selbst- und machtbewussten Persönlichkeit Beneš dominiert wurden.

Konrád interessieren vor allem diese diskursiven Faktoren der bilateralen Beziehungen. In Anlehnung an Thomas Mergels Prämisse setzt er sich das Ziel einer „Kulturgeschichte der Politik“. Damit geht es ihm nicht hauptsächlich um „die detaillierte Beschreibung einzelner diplomatischer Treffen, sondern darum, auch deren Vorbereitung und anschließende Reflexion als Bestandteil des Formierungsprozesses der bilateralen Beziehungen zu beachten“ (S. 19). Das Buch ist in drei Kapitel aufgeteilt. „Zerfall“ (dezintegrace) beleuchtet die Entstehung der beiden Nachfolgestaaten des Habsburgerreiches unmittelbar nach Kriegsende und bis zum Vertrag von Saint Germain. „Annäherung“ behandelt die offiziellen Treffen zwischen Vertretern beider Länder von 1919 bis 1922. Abschließend weitet „Integration“ den Blick auf die – letztlich erfolglosen – Versuche, die Tschechoslowakei und Österreich in einem mitteleuropäischen Wirtschaftsbündnis zu vereinen.

Konrád legt dar, dass das über die gesamte untersuchte Zeitperiode bestehende Machtgefälle zwischen der Tschechoslowakei und (Deutsch-)Österreich in den unterschiedlichen Ausgangspositionen nach dem Ersten Weltkrieg wurzelte. In der tschechischen politischen Elite bestand ab Spätsommer 1918 ein Konsens über das politische und territoriale Ziel ihrer Politik: ein unabhängiger Staat der Tschechen und Slowaken, wobei die böhmischen Länder in ihren historischen Grenzen erhalten bleiben sollten, während für die oberungarischen Slowaken das nationale Selbstbestimmungsrecht Anwendung zu finden hatte. Die deutschen Parteien Österreichs waren weitaus schlechter auf den Zerfall der Monarchie vorbereitet und schon die territoriale Definition von „Österreich“ war umstritten. Während anfangs noch Anspruch auf alle deutschen Siedlungsgebiete Cisleithaniens erhoben wurde (also einschließlich derer in den böhmischen Ländern), war die deutschösterreichische Regierung jedoch machtlos gegenüber der Besetzung dieser Gebiete durch die tschechoslowakische Armee. Auch die österreichische Hoffnung, dass bei den Pariser Friedensverträgen doch noch eine Grenzrevision erreicht werden könnte, erwies sich als illusorisch. Konrád resümiert die unterschiedliche Sicht treffend: „Während für die Tschechoslowakei der mit Österreich unterzeichnete Friedensvertrag eine Bestätigung ihrer staatlichen und nationalen Existenz bedeutete, kam er für die österreichische Seite der Zerstörung des ursprünglichen nationalen Konsenses und der Raison d’Être des Staates gleich“ (S. 116).

Auch die „Annäherung“ über zahlreiche Treffen von Spitzenpolitikern beider Länder in den darauffolgenden Jahren war von diesen Machtstrukturen geprägt. In diesem Teil des Buches lässt sich Konráds kulturgeschichtlicher Ansatz zu diplomatischen Treffen besonders gut beobachten. Auf zahlreiche Archivquellen gestützt argumentiert er, dass die Tschechoslowakei sich sowohl gegenüber den Westmächten als auch gegenüber Österreich als Garant für Stabilität und Frieden in der Region und als Zentrum des neuen Mitteleuropas präsentierte. Die österreichische Selbsteinschätzung wurde dagegen durch ihre erzwungen passive Rolle in Saint Germain

geprägt. In den dreißiger Jahren initiierte die Tschechoslowakei immer wieder Planungen für eine engere mitteleuropäische wirtschaftliche Zusammenarbeit, auf die Österreich zwar interessiert, aber letztlich skeptisch reagierte. Zwar war das Land politisch und wirtschaftlich tatsächlich im Nachteil gegenüber dem nördlichen Nachbarn, Konrád deutet aber an, dass dieses Gefühl der Schwäche bisweilen auch zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung wurde. So schreibt er über den Zeitraum kurz nach dem Friedensschluss in Saint Germain:

Österreich und seine außenpolitische Elite traten immer mehr als erzwungener Staat auf, als Staat ohne jegliche reale Macht – sei es wirtschaftlich, politisch oder militärisch –, als auf die Hilfe anderer angewiesener Staat. Dieser anfangs eher aus dem Schock der Friedensbedingungen entstandene „Gemütszustand“ wurde schnell zu einer bewussten Machteinschränkung, die Österreich unter den Nachfolgestaaten weitgehend zu einer Ausnahme machte. (S. 118)

Der wohl wichtigste Faktor dabei war die Rolle Deutschlands, das als unsichtbarer Dritter in den tschechoslowakisch-österreichischen Beziehungen angesehen werden kann. Für die sozialdemokratischen Urgesteine Otto Bauer und Karl Renner, nach dem Krieg die führenden Politiker Österreichs, war der Anschluss an Deutschland weniger Ausdruck eines deutschen Nationalgefühls als schlichte Notwendigkeit. Die sogenannte „Lebensfähigkeitsdebatte“ sowie der Schock über den Zerfall des riesigen Habsburgerreiches deuten sich in Bauers Ausspruch an, dass Österreich ohne den Anschluss „ein armseliger Bauernstaat [wird], in dem Politik zu machen nicht der Mühe wert sein wird“ (S. 50). Auch nachdem der Friedensvertrag den Anschluss untersagt hatte, blieb dieser das Langzeitziel der österreichischen politischen Elite. Im Gegensatz dazu betrachtete die tschechoslowakische Außenpolitik, deren theoretische Grundlage Tomáš G. Masaryks Schrift „Das neue Europa“ bildete, Deutschland nie als Teil von Mitteleuropa. Benešs Pläne für eine mitteleuropäische Integration schlossen Deutschland nicht nur aus, sondern waren als bewusstes Gegengewicht zu diesem konzipiert. Für Konrád ist die Tatsache, dass es zwischen der Tschechoslowakei und Österreich trotz offensichtlicher gemeinsamer Interessen nie zu einem engeren Bündnis kam, vor allem in dieser unvereinbaren Selbst- und Fremdeinschätzung begründet.

Es zeichnet das Buch aus, dass solche subjektiven Einschätzungen ihren angemessenen Raum erhalten. Konrád setzt sich zum Ziel, den nationalstaatlichen Blickwinkel, den viele Studien zu den bilateralen Beziehungen bisher eingenommen haben, zu überwinden. Im Hinblick auf seine Argumentationslinie, die immer wieder Kritik an der „überheblichen und großmächtigen Einstellung“ (S. 131) der tschechoslowakischen Außenpolitik erkennen lässt, gelingt ihm dies sicherlich. Er stützt sich dabei auf eine große Menge an tschechoslowakischen und österreichischen Archivmaterialien. Pressequellen werden allerdings kaum beachtet, was gerade deswegen schade erscheint, weil Konrád die Rezeption diplomatischer Treffen in den Mittelpunkt stellt. Seine Kulturgeschichte bleibt damit fest im Rahmen der Spitzenpolitik.

Die Lesbarkeit des Buches hätte von einer Reduktion der Fußnoten profitiert. Mitunter haben Sätze gleich mehrere, lange Fußnoten und viele Informationen, die Konrád hier bietet, wären im Fließtext besser aufgehoben gewesen. Inhaltlich aber ist Konráds Buch umfassend und ausgewogen. Durch seinen kulturgeschichtlichen

Ansatz stellt es eine echte Bereicherung der Diplomatiegeschichte Mitteleuropas in der Zwischenkriegszeit dar.

London

Felix Jeschke

Čehoslovački diplomatski dokumenti za Makedonija [Tschechoslowakische diplomatische Dokumente über Makedonien]. Izbor i redakcija (Auswahl und Redaktion) Novica Veljanovski, Jan Riblik [Rychlík]. Kniga [Buch] 1: 1919-1933; Kniga 2: 1934-1939; Kniga 3: 1939-1975; Kniga 4: 1976-1989.

Državen arhiv na Republika Makedonija, Skopje 2006, 359 S.; 2007, 435 S.; 2008, 494 S.; 2010, 404 S., ISBN 978-9-9896-2260-1; ISBN 978-9-9896-2266-3; ISBN 978-9-9896-2270-0; ISBN 978-9989-622-75-5.

In den Jahren 1986 und 1987 hat das Institut für Geschichte der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit dem Tschechoslowakisch-sowjetischen Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften und dem Institut für Geschichte der europäischen sozialistischen Länder der Slowakischen Akademie der Wissenschaften die ersten beiden, den Zeitraum von Dezember 1918 bis Juni 1931 umfassenden Bände einer vierteiligen, zweisprachigen Edition tschechoslowakischer Quellen zur Geschichte Bulgariens in den Jahren 1918-1939 vorgelegt.¹ Die Veröffentlichung dieser maßgeblich von dem Sofijoter Historiker Vasil At. Vasilev betreuten Dokumentensammlung kam seinerzeit einer mittleren Sensation gleich. Denn anders als zuvor erschienene vergleichbare Editionen sowjetischer, polnischer u. a. Quellen zur Geschichte Bulgariens in der Zwischenkriegszeit war Kompatibilität mit dem parteiamtlichen Narrativ der bulgarischen KP zu den politisch turbulenten zwanziger Jahren kein Kriterium bei der Quellenauswahl. So konnten sich bulgarische Historiker und interessierte Laien aufgrund der bulgarischen Parallelübersetzungen ein unzensuriertes Bild davon machen, wie Diplomaten, Politiker und Journalisten aus der Tschechoslowakischen Republik (ČSR) die Politik der Regierung des Bulgarischen Bauernbundes der Jahre 1919-1923 sowie diejenige ihrer konservativen und liberalen Nachfolger beurteilt und wie sie die verschiedenen politischen Parteien sowie die internationale Lage des Landes angesichts der Auflagen des Friedensvertrages von Neuilly eingeschätzt hatten. Außerordentlich breiten Raum nahm in der Prager Sicht auf Sofija die Makedonische Frage ein, d. h. zum einen der auf die Wiedergewinnung der 1912 im Ersten Balkankrieg sowie 1915 im Ersten Weltkrieg annektierten und 1919 abgetretenen Territorien Vardar-Makedonien, Dobrudža, Thrakien und Südost-Serbien zielende „stille Revisionismus“ sämtlicher bulgarischer Regierungen dieser Zeit, zum anderen der Guerillakampf

¹ Čehoslovaški izvori za bälgarskata istorija [Tschechoslowakische Quellen zur bulgarischen Geschichte]. Bd. 1 (1. XII. 1918 - 31. XII. 1925). Sofija 1985, t. 2 (5. I. 1926-30. VI. 1931). Sofija 1987. – Vgl. auch meine Besprechungen der Bände 1 und 2 in *Bohemia* 27 (1986) H. 2, 429-431, und 30 (1989) H. 2, 454-455. Nach der Wende von 1989 wurde die Edition weitergeführt: Čehoslovaški izvori za bälgarskata istorija. Bd. 3 (6. VII. 1931-11. V. 1934). Sofija 1994; und (einsprachig bulgarisch) Češki i slovaški izvori za bälgarska istorija [Tschechische und slowakische Quellen zur bulgarischen Geschichte]. Bd. 4 (30. V. 1934 -18. VIII. 1944). Sofija 2008. Eine Fortsetzung ist geplant.

und die terroristischen Aktivitäten, welche die von Südwest-Bulgarien aus operierende Innere Makedonische Revolutionäre Organisation (IMRO) gegen das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen bzw. Jugoslawien richtete. Politik, Kultur und Medien der ČSR waren bezüglich der vor allem zwischen 1923 und 1934 äußerst angespannten bulgarisch-jugoslawischen Beziehungen im Zwiespalt: Einerseits sah man sich den Bulgaren und ihrem 1878 nicht zuletzt mit tschechischer Hilfe gegründeten Staat gegenüber zu „slawischer Solidarität“ verpflichtet, andererseits war man mit Jugoslawien (und Rumänien) in der Kleinen Entente verbündet. Eine Folge dieses Dilemmas war, dass Prag im Streit um Makedonien zwischen Sofija und Belgrad keine eindeutige Position bezog, eine andere, dass man diesen Konflikt genauestens beobachtete – zumal er partiell ja auf tschechoslowakischem Territorium ausgetragen wurde: Am 26. August 1923 wurde der bulgarische Bauernbundpolitiker Rajko Daskalov, der bis zum Juni desselben Jahres Botschafter seines Landes in der ČSR war, am helllichten Tag in der Holeček-Straße in Prag-Smíchov von dem IMRO-Auftragsmörder Jordan Ciconkov wegen „Verrats nationaler Interessen“ erschossen. „Patriotischer Motive“ wegen zunächst freigesprochen, wurde Ciconkov auf Druck der jugoslawischen Diplomatie ein weiteres Mal vor ein tschechoslowakisches Gericht gestellt und diesmal zu zwanzig Jahren Haft verurteilt. Vor allem der Themenkomplex Makedonien war im spätsozialistischen Bulgarien mit einem politisch-historiografischen Tabu behaftet, das seinen Grund sowohl in den periodisch engen Verflechtungen der bulgarischen Kommunisten mit der antikommunistischen IMRO als auch in der Tagesaktualität der Makedonischen Frage in den Beziehungen zum Nachbarstaat Jugoslawien und seiner Teilrepublik Makedonien fand.

Das Staatsarchiv der seit 1991 Eigenstaatlichkeit besitzenden Republik Makedonien, vormals Teilrepublik Jugoslawiens, hat in den Jahren von 2006 bis 2010 eine von dem Zeithistoriker Novica Veljanovski vom Institut für Nationalgeschichte in Skopje und seinem an der Karlsuniversität tätigen tschechischen Kollegen (und Ko-Autor einer Geschichte Makedoniens²) Jan Rychlík verantwortete und ebenfalls vierbändige Edition vorgelegt. Deren Titel „Tschechoslowakische diplomatische Dokumente über Makedonien“ ist insofern gleich dreifach unpräzise, als hier mitnichten lediglich tschechoslowakische (bzw. für den Zeitraum 1939-1944 slowakische) Quellen abgedruckt sind, sondern auch solche makedonischer, bulgarischer, griechischer, jugoslawischer u. a. Provenienz, es sich weiter bei diesen Quellen keineswegs ausschließlich um diplomatische handelt und schließlich die Regional- bzw. Staatsbezeichnung „Makedonien“ zu eng gefasst ist, da thematisch der gesamte Komplex der Makedonischen Frage mit allen darin involvierten politischen Faktoren gemeint ist. Gleich ihrem bulgarischen Vorgänger verfügt auch die Skopjoter Dokumentensammlung über prosopographische Annotationen sowie Indices der Orts- und Personennamen, gibt aber die tschechoslowakischen, tschechischen, slowakischen und anderen Quellen lediglich in makedonischer Übersetzung, nicht im Original wieder. Dafür geht die makedonische Veröffentlichung über das Jahr 1944

² Kouba, Miroslav / Rychlík, Jan: *Dějiny Makedonie* [Die Geschichte Makedoniens]. Praha 2003.

hinaus und dokumentiert auch die staatssozialistische Periode bis 1989. Dass dieses Jahr als Endpunkt gewählt wurde, wird von den beiden Herausgebern mit der Prager Wendevariante begründet. 1919 als Anfangsjahr hingegen ergibt sich aus dem Umstand, dass das erste der abgedruckten Dokumente vom 14. Januar 1919 stammt.

Die ersten beiden Bände der Skopjoter Edition zu den Jahren 1919-1933 und 1934-1939 enthalten primär Berichte der Botschaften der ČSR in Sofija, Belgrad und Athen sowie der Generalkonsulate in Varna und Skopje. Auch war Tomáš Garrigue Masaryk, Staatspräsident von 1918 bis 1935, häufig Adressat von Briefen unterschiedlicher bulgarischer, bulgarno-makedonischer, makedo-bulgarischer sowie jugoslawischer Politiker und Aktivisten. Entsprechend stammen die meisten der in makedonischer Übersetzung wiedergegebenen Dokumente aus dem Archiv des Masaryk-Instituts in Prag (Masarykův ústav a Archiv, AÚTGM), desgleichen aus dem Archiv des tschechischen Außenministeriums (Archiv Ministerstva zahraničních věcí České republiky, AMZV) und dem Nationalarchiv (Národní archiv České republiky, NA ČR). Wie aus einer umfangreichen Ausarbeitung vom Sommer 1935 über das Makedonien-Problem hervorgeht, erstellt im Auftrag Masaryks von seinem Chef des Präsidialamts Antonín Šenk aus Anlass des in makedonisch-kroatischer Kooperation erfolgreich ausgeführten Attentats von Marseille auf den jugoslawischen König Aleksandar Karadjordjević und den französischen Außenminister Louis Barthou im Oktober 1934,³ hatte der Staatspräsident auch ein persönliches Interesse am Thema.

Der den langen Zeitraum von 1939 bis 1975 abdeckende dritte Band enthält Quellen ganz unterschiedlicher Provenienz. Berichte der bulgarischen Botschaft in Bratislava, von 1939 bis 1944 Hauptstadt des Slowakischen Staates bzw. Republik, die im Zentralen Staatsarchiv in Sofija lagern (Centralen dăržaven archiv na Republika Bălgarija, CDA), sind hier ebenso zu finden wie Analysen der tschechoslowakischen Exilregierung in London zur Lage in Bulgarien und im bulgarisch besetzten Vardar-Makedonien 1941-1944 aus dem Prager Masaryk-Archiv, weiter Berichte der slowakischen Botschaft Sofija aus dem Slowakischen Nationalarchiv in Bratislava (Slovenský národný archív, SNA) sowie solche der 1945 wiedereröffneten tschechoslowakischen Botschaft in Belgrad, welche bis 1948 Dr. Josef Korbel, der Vater der US-amerikanischen Außenministerin der Jahre 1997-2001, Madeleine Albright, leitete, aus dem Archiv des Prager Außenministeriums. Hinzu kommen etliche Quellen zu den makedonischen, griechischen und anderen Flüchtlingen aus dem Griechischen Bürgerkrieg, die in den Jahren 1948-1950 in die Tschechoslowakei, hier vor allem in die vormalig deutsch besiedelten Regionen im Norden des Landes, gelangt sind. Auch der ab 1958 nun unter kommunistischem Vorzeichen

³ Šenk, Antonín: Elaborat za makedonskoto prašanje od 4 juli 1935 godina, podgotven od Kabinetot na predsedatelot na Čehoslovačkata Republika Tomaš Garik Masarik za potrebite na pretsedatelot i za čehoslovačkite diplomatski i drugi državni službi [Elaborat über die Makedonische Frage vom 4. Juli 1935, erstellt vom Kabinett des Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik Tomáš Garrigue Masaryk für Belange des Präsidenten und für die tschechoslowakischen diplomatischen und anderen staatlichen Stellen]. In: Čehoslovački diplomatski dokumenti za Makedonija. Kniga 2: 1934-1939. Skopje 2007, Dok. Nr. 39, S. 241-313. Dieses Dokument ist in der bulgarischen Quellenedition nicht enthalten.

wieder virulent gewordene Makedonien-Konflikt zwischen Bulgarien und Jugoslawien war Gegenstand intensiver Berichterstattung seitens der tschechoslowakischen Diplomaten in Belgrad, Sofija und Athen. Das „panslawische“ Dilemma der Zwischenkriegszeit wiederholte sich jetzt in umgekehrter Form: Aufgrund des jugoslawisch-sowjetischen Bruchs von 1948 und der Gründung des Warschauer Paktes 1955 war jetzt Bulgarien Verbündeter der Tschechoslowakei, während dem sowjetischem Postulat gemäß Jugoslawien von einer „tito-faschistischen Clique“ regiert wurde und somit temporär zu ächten war. Bemerkenswert ist ein detaillierter Bericht des tschechoslowakischen Botschafters in Sofija, des exzentrischen slowakischen Kommunisten Pavel Majling, vom Sommer 1967 über die bulgarische Nationalitätenpolitik, in welchem er nicht nur die heikle Frage, ob es in Bulgarien eine makedonische Minderheit gebe oder nicht, unerschrocken anging, sondern auch andere aus Sofijoter Sicht problematische Gruppen wie die Pomaken (bulgarophone Muslime), Gagausen (turkophone Christen), Roma, Türken u. a. behandelte. Zu diesem Zweck hatte er nicht nur offizielle bulgarische Quellen herangezogen, sondern sich überdies „auf Erkenntnisse [...] aus Gesprächen mit bulgarischen lokalen Funktionären und Journalisten“ gestützt.⁴ Dies erlaubte ihm die Feststellung, dass „Änderungen in der konkreten Realisierung der Nationalitätenpolitik von den politischen Organen der BKP und der Regierung mittels spezieller geheimer Dokumente beschlossen werden, welche den Angestellten unserer Botschaft nicht zugänglich sind.“⁵ Die Ende der sechziger Jahre offen ausbrechenden politischen wie wissenschaftlichen Polemiken zwischen Belgrad und Sofija über das Makedonien-Problem wurden von den tschechoslowakischen Diplomaten bis ins Detail verfolgt. Etlichen ihrer Berichte ist anzumerken, dass sie für „balkanisches“ Gezeter dieser Art kein Verständnis hatten und es zumal für kommunistische Bruderstaaten für unangemessen hielten. Ein „mitteleuropäisch“-patronisierender Blick auf die in „archaischen“ Nationalismen verhafteten Genossen im Südosten ist dabei unverkennbar.

Auch bei den im vierten Band zu den Jahren 1976-1989 wiedergegebenen Dokumenten handelt es sich mehrheitlich um tschechoslowakische diplomatische Berichte über die jugoslawisch-bulgarischen Querelen wegen Makedonien. Aber bilaterale Probleme gab es nicht nur zwischen Sofija und Belgrad, sondern auch im jeweiligen Verhältnis zu Prag. Während man sich dort darüber ärgerte, dass ein in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik (ČSSR) verbotener Schriftsteller wie der Tscheche Milan Kundera von jugoslawischen Verlagen wie „Znanje“ in Zagreb gedruckt wurde, löste in Sofija der Umstand Unmut aus, dass der Prager Verlag „Odeon“ eine Enzyklopädie der Schriftsteller Jugoslawiens zu veröffentlichen beabsichtigte, welche Lemmata zu als Makedonier bezeichneten Autoren enthielt, die aus

⁴ Politički izveštaj na Ambasadata na ČSSR vo Sofija od 8 juli 1967 godina do Ministerstvoto za nadvorešni raboti vo Praga posveten na nacionalnata politika vo NR Bugarija so poseben osvrt na makedonskoto nacionalno prašanje [Politischer Bericht der Botschaft der ČSSR in Sofija vom 8. Juli 1967 an das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten in Prag über die Nationalitätenpolitik in der VR Bulgarien unter besonderer Berücksichtigung der makedonischen nationalen Frage]. In: Čehoslovački diplomatski dokumenti za Makedonija. Kniga 3: 1939-1975. Skopje 2008, Dok. Nr. 46, 339-353, hier 353.

⁵ *Ebenda* 352.

bulgarischer Sicht indes Bulgaren waren.⁶ Der tschechoslowakische Botschafter in Sofija, Jaroslav Hejna, wurde deswegen ins Zentralkomitee der BKP bestellt, wo ihm die dringliche Bitte der bulgarischen Bruderpartei übermittelt wurde, das Erscheinen der besagten und bereits im Druck befindlichen Enzyklopädie „um der historischen Wahrheit willen“ doch zu verhindern.⁷ Und auch in den Beziehungen der ČSSR zu Griechenland bot das Thema Makedonien Anlass zu Reibungen: Die griechische Botschaft in Prag beschwerte sich im Frühjahr 1989 beim tschechoslowakischen Außenministerium darüber, dass eine in Brno (Brünn) lebende Gruppe der als Flüchtlinge aus dem Griechischen Bürgerkrieg in die Tschechoslowakei gekommenen Makedonier in einem Brief an den Generalsekretär der Vereinten Nationen Athen unbegründeterweise Verletzungen der Menschenrechte von Makedoniern vorgeworfen habe.⁸

Die vierbändige Edition tschechoslowakischer Dokumente „über Makedonien“, wie es im Titel heißt, hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck: Einerseits enthält sie etliches Interessante und ergänzt überdies die genannte bulgarische Edition. Andererseits werden Fokus und Auswahlkriterien nicht erläutert und der Umstand, dass es sich um eine einsprachig makedonische Veröffentlichung handelt, deutet auf eine geschichtspolitische Absicht hin. Die Botschaft des herausgebenden Staatsarchivs der Republik Makedonien an das heimische Lesepublikum ist, dass tschechoslowakischerseits Makedonien und die Makedonier bereits seit 1919 als ein staatsähnliches Gebilde und als eine Nation wahrgenommen wurden. Ersteres war sicher nicht der Fall, Letzteres nur sehr bedingt.

Leipzig

Stefan Troebst

⁶ *Nedvědová*, Milada u. a.: *Slovník spisovatelů Jugoslávie. Srbská a černohorská, chorvátská, bosensko-hercegovačská, slovinská a makedonská literatura* [Enzyklopädie der Schriftsteller Jugoslawiens. Serbische und montenegrinische, kroatische, bosnisch-herzegowinische, slowenischen und makedonische Literatur]. Praha 1979.

⁷ Beležka od razgovorot na CK na BKP vo Sofija od 15 februaru 1980 godina meѓu Cvetan Nikolov, prv zamenik-rakovoditel na Sektorot za meѓunarodna sorabotka vo CK na BKP i Jaroslav Chejna, ambasador na ČSSR vo Sofija, za bugarsko-jugoslovenskite odnosi, izdavanjeto na Rečnik na jugoslovenski pisateli i zastapenosta na makedonskite pisateli [Notiz über das Gespräch im ZK der BKP in Sofija am 15. Februar 1980 zwischen Cvetan Nikolov, Erster Stellvertreter des Leiters des Sektors für internationale Zusammenarbeit im ZK der BKP, und Jaroslav Hejna, Botschafter der ČSSR in Sofija, über die bulgarisch-jugoslawischen Beziehungen, die Veröffentlichung eines Wörterbuchs jugoslawischer Schriftsteller und die Präsenz der makedonischen Schriftsteller darin]. *Čehoslovački diplomatski dokumenti za Makedonija. Kniga 4: 1976-1989*. Skopje 2010, Dok. Nr. 51, 258-261.

⁸ Beležka od 31 maj 1989 godina od razgovorot vo Federalno ministerstvo za nadvorešni raboti na ČSSR voden meѓu J. Roman i pretstavnici na političkata emigracija od Grcija vo Čehoslovačka S. Neofitidis i I. Zgafas vo vrska so problemite na Makedoncite begalci od Grcija [Notiz vom 31. Mai 1989 über das Gespräch im Föderativen Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der ČSSR, geführt zwischen J. Roman und Vertretern der politischen Emigration aus Griechenland in der Tschechoslowakei S. Neofitidis und I. Zgafas im Zusammenhang mit den Problemen der makedonischen Flüchtlinge aus Griechenland]. *Ebenda*, Dok. Nr. 70, 337-339.

Nosková, Jana/Čermáková, Jana (Hgg.): „*Měla jsem moc krásné dětství.*“ *Vzpomínky německých obyvatel Brna na dětství a mládí ve 20. až 40. letech 20. století* („*Ich hatte eine sehr schöne Kindheit.*“ *Erinnerungen von Brünner Deutschen an ihre Kindheit und Jugend von den 1920er bis zu den 1940er Jahren*).

Etnologický ústav AV ČR Praha, pracoviště Brno, Statutární město Brno, Archiv města Brna 2013, 705 S., zahlr. s/w-Abb., ISBN 978-80-87112-74-8/978-80-86736-32-7.

Wer sich mit der Geschichte Brünns im 20. Jahrhundert beschäftigt, stößt unvermeidlich auf den bilingualen bzw. multiethnischen Charakter der mährischen Kapitale bis 1945, als die meisten noch verbliebenen Brünner Deutschen die Stadt verlassen mussten. Aus der Heimat vertrieben, blieb Brunn für viele bis heute in der Erinnerung präsent. Schriftliche Quellen, die den Alltag in der zweisprachigen Stadt bis Mitte der vierziger Jahre – von der Tschechoslowakischen Republik über die bleierne Zeit nach dem Münchner Abkommen bis hin zu den sechs Jahren des sogenannten Protektorats Böhmen und Mähren sowie der Vertreibung der Deutschen – widerspiegeln, haben Historiker in den zurückliegenden Jahren verstärkt auszuwerten begonnen. Nun kommen die Erinnerungen von 13 Brünner Deutschen mit dem Abstand von fast sieben Jahrzehnten hinzu.

Jana Nosková und Jana Čermáková gebührt als Ethnologinnen das Verdienst, sich einem längst überfälligen Projekt mit großem Engagement gewidmet zu haben. In fast fünfjähriger Forschungsarbeit wurden insgesamt 35 ehemalige Brünner Deutsche (15 Männer, 20 Frauen) interviewt, von denen zwei Drittel bei Kriegsende die Stadt verließen bzw. verlassen mussten. Zu Recht verweisen die Herausgeberinnen einleitend auf den Umstand, dass die späteren Lebenserfahrungen der Interviewpartner in Deutschland und in der Tschechoslowakei bzw. der Tschechischen Republik die Kindheitsperspektive mitunter korrigiert haben. Dennoch wird mit den Mitteln der Oral History hier ein wichtiges Kapitel Brünner Stadtgeschichte erschlossen und durch die Zweisprachigkeit des wahrhaft gewichtigen Buches – die Interviews wurden überwiegend in deutscher Sprache geführt, die Texte dann jeweils ins Tschechische übertragen, in einigen Fällen auch umgekehrt – einem größeren Publikum zugänglich gemacht.

Das Buch selbst präsentiert „nur“ eine Auswahl der Interviewpartner: 13 redaktionell bearbeitete, in den Jahren von 2009 bis 2011 aufgenommene Gespräche mit neun Frauen und vier Männern, die zwischen 1919 und 1935 fast alle in Brunn geboren worden waren und von denen vier Frauen nach 1945 in ihrer Heimatstadt verblieben. Nach einer knappen Skizze der ethnisch-nationalen Entwicklung Brünns seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert (2011 im Übrigen lebten laut Statistischem Jahrbuch noch genau 203 Personen deutscher Nationalität in Brunn) zeigen die Herausgeberinnen Möglichkeiten und Grenzen der Oral History im Forschungskontext und beschreiben zugleich, worum es ihnen in den Interviews konkret ging bzw. welche drei Sphären in der Befragung im Fokus standen: Familie und Zuhause, Schule und weitere Lebensräume (u. a. der Freundeskreis) sowie die Bewegung in diesen bzw. deren Aneignung. Der Einfluss des sozialen Milieus (die meisten Befragten kommen aus gutbürgerlichen Verhältnissen, zwei aus der bekannten Industriel-

lenfamilie Storek,¹ während die Herkunft aus dem Arbeitermilieu die Ausnahme bildet) spielt ebenso eine nicht unerhebliche Rolle wie die geschlechtsspezifische Erziehung, die Verwurzelung im katholischen Glauben oder die Tatsache, dass nicht wenige der Interviewten zweisprachig aufwuchsen, wobei hier der Kontakt zum tschechischen Hauspersonal eine wichtige sprachlich-kulturelle Mittlerfunktion ausübte,² sofern nicht eine Mischehe die Bilingualität vorherbestimmte.

Eine Mittlerrolle bei der Zusammenstellung der Zeitzeugen spielte u.a. die „Bruna“ als Verband der einst in Brünn geborenen Deutschen, somit war es eine glückliche Entscheidung, Erich Pillwein (* 1919) den Reigen der Erinnerungen eröffnen zu lassen, der immerhin 45 Fragen beantwortet – manchmal sind es, wie im Falle von Renate Stronerová, geb. Wetschauer, aber auch weitaus mehr Fragen –, wobei sein Fazit mit Blick auf das Zusammenleben der beiden führenden ethnischen Gruppen in Brünn lautet: „Da, wo kein übersteigerter Nationalismus war, funktionierte es“ (S. 84). Diese Wahrnehmung teilen die meisten anderen Befragten, wenn auch mit gewissen Nuancierungen, z.B. in der Einschätzung des Verhältnisses zu den jüdischen Mitbürgern.

Mitunter wirkt der Erzählfluss der Interviewten besonders lebendig, etwa in den Erinnerungen von Hanna Bieger (* 1924), die Einblicke in das Brünner deutsche Gesellschaftsleben gewährt, wobei an den Fragen, die um Familie, Eltern, Großeltern und Schulfreunde sowie Freizeitaktivitäten kreisen, immer zugleich auch ein weitreichendes soziales Beziehungsgeflecht sichtbar wird. Deutlich spürbar ist eine gewisse Distanz zwischen „Brünner Deutschen“ und „Reichsdeutschen“, besonders seit 1938/39, ohne dass sich dies freilich markant in der Haltung gegenüber dem NS-Herrschaftssystem niedergeschlagen hätte, auch wenn es punktuell Unterschiede gab.

Einige der Interviewpartner haben ihre Schulbildung im altherwürdigen Deutschen Masaryk-Staatsgymnasium erhalten, mit dessen Geschichte sich der Rezensent selbst beschäftigt hat. Renate Stronerová beschreibt den Schulalltag und ergänzt damit das aus den erhaltenen Schriftquellen zu dieser Einrichtung im Brünner Stadtarchiv gewonnene Bild durch persönliche Eindrücke und Erinnerungen nicht unerheblich. Dass es mit Blick auf das Zusammenleben von Tschechen und Deutschen in Brünn sowohl ein „Miteinander“ und „Nebeneinander“ als auch ein „Gegeneinander“ gab, wird in den Ausführungen, aber auch zwischen den Zeilen spürbar, abhängig bei den Interviewten vom Erlebnis im eigenen Elternhaus, etwa, wenn die Befragten aus einer Mischehe – Vater Deutscher, Mutter Tschechin – stammten oder wenn, wie im Fall von Maria Hlaváčková, geb. Lesjak (* 1926) die Mutter jüdischer Herkunft war und nach Auschwitz deportiert und dort ermordet wurde. Darüber hinaus hatten das soziale Milieu, etwa bei Johanna Storek-Petzolt (* 1927), die aus einer Brünner Industriellenfamilie stammte und das Zusammenleben in der Fabrik ihres Vaters hautnah miterlebte, sowie das politische Engagement im

¹ Vgl. *Smutný*, Bohumír: *Brněňští podnikatelé a jejich podniky 1764-1948* [Brünner Unternehmer und ihre Fabriken 1764-1948]. Brno 2012, 426-428.

² So auch der 1911 in Brünn geborene Fritz Beer. Vgl. *Beer*, Fritz: *Hast Du auf Deutsche geschossen, Grandpa? Fragmente einer Lebensgeschichte*. Berlin 1992, 37.

Elternhaus, z. B. bei Ruth Maňasová (geb. Sláček, * 1934), deren Vater zu den Gründungsmitgliedern der deutschen Kommunistischen Partei in Brünn gehörte, einen prägenden Einfluss.

In allen 13 Jugenderinnerungen spielen individuelle Erfahrungen und Wahrnehmungen des Brünner Alltags in den dreißiger und in der ersten Hälfte der vierziger Jahre eine wichtige Rolle, kommen bewegende Einzelschicksale zur Sprache, gibt es mit Blick auf die Reflexion des deutsch-tschechischen Zusammenlebens Trennendes und Verbindendes. Die eingangs angedeuteten späteren Lebenserfahrungen, zumeist bei schwerem Neuanfang in Deutschland gemacht, und die wachsende zeitliche Distanz haben die Dramatik des Jahres 1945, die mitunter traumatischen Erlebnisse und deren Vorgeschichte in der Erinnerung der Interviewpartner zum Teil etwas zurücktreten lassen. Dieses wichtige Kapitel nicht allein der Geschichte Brünns bringt der Band wieder ins Gedächtnis, es wird sicher einfließen in die im Entstehen begriffene Stadtgeschichte. Wenn diese Erfahrungen auch Eingang in das öffentliche Bewusstsein der heutigen Brünner fänden, wäre das ein großer Erfolg des Buches, das am Ende noch ein hilfreiches und umfassendes Glossar zu Orten, Gebäuden und Begriffen bietet.

Leipzig

Thomas Krzenck

Padevět, Jiří: Průvodce protektorátní Prahou. Místa – udalosti – lidé [Führer durch das Prag der Protektoratszeit. Orte – Ereignisse – Leute].

Academia, Archiv hlavního města Prahy, Praha 2013, 804 S., ISBN: 978-80-200-2256-1.

Dass Jiří Padevět für seinen Stadtführer durch das Prag der Protektoratszeit im April 2014 den Preis „Magnesia Litera“ entgegennehmen konnte, hatte sicher auch mit der Serie von Jahrestagen zu tun, die die Geschichte Prags während der Jahre der deutschen Okkupation unlängst ins öffentliche Bewusstsein zurückgeholt haben. Mit den Akzenten, die er setzt, liegt er ganz auf der Linie der meisten Feierlichkeiten und Gedenkveranstaltungen der letzten Jahre: Trotz seiner über 800 Seiten beschränkt sich dieser Prag-Führer auf Orte des Widerstands, der Besatzungsmacht und der tschechischen Behörden. Kulturelle Ereignisse werden mit der Ausnahme einiger Theater nur im Zusammenhang mit der Widerstandsbewegung thematisiert. Die Karls-Universität taucht sogar nur mit einigen Hinweisen zur „Deutschen Karls-Universität“ auf. Damit blendet das Buch weite Bereiche wie die Wirtschaft (mit Ausnahme einiger Rüstungsbetriebe), die Versorgungslage, den Verkehr, die Freizeit und den größten Teil des kulturellen Lebens aus, also wichtige Teile des Prager Alltags unter deutscher Besatzung.

Das Werk ist nach den zehn heutigen Prager Bezirken gegliedert, wobei Prag 1 nochmals in je einen Teil links und rechts der Moldau aufgeteilt wurde. Die Angaben zu den jeweiligen Orten sind durchnummeriert und finden sich auch auf der Karte des Stadtteils, mit dem das jeweilige Kapitel beginnt. Die Untergliederung innerhalb dieser Kapitel erfolgt in alphabetischer Reihenfolge entsprechend den heutigen Namen der Straßen, Plätze und Anlagen. Diese übersichtliche Anordnung eignet sich gut dazu, mit dem Stadtführer von einem Ort des Widerstandes bzw. der Besat-

zungsmacht zum nächsten zu wandern und die präzisen Informationen und zahlreichen Illustrationen zur Kenntnis zu nehmen. Allerdings macht das Gewicht dieses Spezialführers von etwa 2,4 Kilo eine solche Tour etwas beschwerlich. Vorbildlich ist die Ausstattung des Buches mit einem Personen-, einem tschechischen und deutschen Ortsnamen- sowie einem Sachregister.

Hinter den 1082 kurzen oder auch längeren Einträgen zu einzelnen Objekten steht eine beeindruckende Sammel- und auch Forschungsleistung. Padevět verzeichnet, wo Mitglieder und Unterstützer der tschechischen Widerstandsbewegungen gelebt bzw. sich getroffen haben und wo sie von der Gestapo aufgespürt und verhaftet wurden. Ausführlich lokalisiert er die geheimen Zusammenkünfte und Kämpfe während des Prager Aufstands im Mai 1945.

Aus den Einträgen zu den einzelnen Gebäuden wird die Verteilung der deutschen administrativen, sicherheitspolizeilichen und militärischen Organe über die Stadt deutlich. Im Falle bestimmter Gebäude – der Prager Burg, des Palais Czernin, des Petschek-Palais, in dem die Gestapo ihr Hauptquartier hatte, des Rudolfinums, des Gemeindehauses, des Nationaltheaters und des Lucerna-Palasts oder Anlagen – des Masaryk-Bahnhofs, des Wenzelsplatzes, des Hauptbahnhofs und des Altstädter Rings – hat Padevět jeweils eine mehrseitige Chronologie der Ereignisse an diesen Orten untergebracht. Besonders ausführlich sind die lokalen Angaben zu noch zugelassenen jüdischen Einrichtungen sowie zu Institutionen, die die Entrechtung, Ausraubung und Deportation der Juden umsetzten. Weitere Einträge zeigen, wo die mehr oder weniger kollaborierenden tschechischen Behörden und Verbände amtierten. Padevět gibt in vielen Fällen auch an, wo tschechische Konfidenten der Gestapo wohnten und weiß oft außerdem, wen sie auf dem Gewissen haben.

Bei dem Führer handelt es sich um einen zuverlässigen und benutzerfreundlich gegliederten Wegweiser zu den politisch markanten Orten Prags. Weite Bereiche des Lebens der Bevölkerung in den Kriegsjahren thematisiert er allerdings nicht.

Berlin

Detlef Brandes

Hlaváček, Petr/Radovanovič, Dušan: Vytěsněná elita. Zapomínání učenci z německé univerzity v Praze [Die verdrängte Elite. In Vergessenheit geratene Gelehrte der Deutschen Universität in Prag].

Univerzita Karlova v Praze, Filozofická fakulta, Togga, Praha 2012, 172 S., ISBN 978-80-7308-441-7, 978-80-7476-022-8.

Manche Bücher sind nicht dick und haben doch große Bedeutung. Das trifft auf die schmale Publikation von Petr Hlaváček und Dušan Radovanovič unbedingt zu, zwei Historikern der mittleren und jüngeren Generation. Sie haben eine Sammlung von Biogrammen bedeutender Denker jüdischer Herkunft an der Deutschen Universität Prag in der Ersten Tschechoslowakischen Republik vorgelegt, die als Begleittext zu einer erfolgreichen Wanderausstellung entstanden ist. Die „verdrängte Elite“ ist nicht nur eine großartige Sammlung von Lebensgeschichten, sie eröffnet auch eine Diskussion über Fragen, die allzu lange aufgeschoben wurden.

Die Erste Tschechoslowakische Republik gehört in Tschechien zu den beliebten Forschungsthemen, gerade nach 1989 entstand eine geradezu unüberschaubare

Menge an wissenschaftlichen und publizistischen Projekten, die gewissermaßen darauf zielten, die Geschichte dieser 20 Jahre zu rehabilitieren. Entsprechend positiv war das Bild, das die meisten Autoren zeichneten. Dušan Radovanovič und Petr Hlaváček geht es darum, Grenzphänomene zu thematisieren, sich also Aspekten zuzuwenden, die die gängigen „kanonisierten“ Interpretationen meist auslassen; dazu gehört nach wie vor die Geschichte der jüdischen Minderheit, die sich stets an der Trennlinie zwischen den vermeintlich klaren nationalen Blöcken befand.

Im ersten Teil des Buches bieten die Autoren einen kurzen historischen Exkurs über die Geschichte der Deutschen Universität Prag von ihrer Abspaltung von der Karlsuniversität bis zu ihrer Auflösung am Ende des Zweiten Weltkriegs. Damit schaffen sie den historischen Rahmen, in den sich dann weitere Teile einspannen wie die im Buch veröffentlichten Erinnerungen bzw. Teile der Erinnerungen des Althistorikers Victor Ehrenberg (1891-1976) und des Philosophen Emil Utitz (1883-1956). Die Anmerkungen der Herausgeber zu diesen Selbstaussagen deuten an, wie komplex die Identitäten dieser Wissenschaftler waren, so ist hier beispielsweise zu lesen, dass Ehrenbergs Englisch voller Germanismen war und Utitzs Erinnerung ursprünglich auf Tschechisch vorgetragen wurde (S. 51 und 146). Ähnlich interessant ist das im Schlussteil abgedruckte unlängst geführte Gespräch mit Pavel Oliva, ebenfalls Althistoriker und Überlebender des Holocaust.

Kern des Buchs stellen die kleinen Porträts von siebzehn Männern und einer Frau dar, die an der Prager deutschen Universität im Bereich der Humanwissenschaften tätig waren und die ihre „jüdische“ Herkunft verbindet. Die Anführungsstriche sind hier angebracht, denn die Schicksale der einzelnen Akteure beweisen deutlich, wie fragwürdig solche Klassifizierungen bzw. Zuschreibungen sind: Der Historiker Samuel Steinherz (1857-1942) bezeichnet sich als Deutschen jüdischer Konfession (S. 65), der Judaist David Flusser (1917-2000) zählt sich zu den sogenannten orthodoxen Juden (S. 138) und der Musikologe Paul Nettel (1889-1972) verstand sich als evangelischer Deutscher (S. 127), dennoch fanden die Nationalsozialisten bei ihm eine „jüdische“ Herkunft. Diese Geschichten regen zum Nachdenken darüber an, wer eigentlich die Deutschen waren, die Juden, die Tschechen, die Tschechoslowaken oder die tschechoslowakischen Bürger. In welchem Maße ist es möglich, legitim und sinnvoll, solche Kategorien zu übernehmen?

Ähnlich vorsichtig sind die Autoren aber auch, wo es um die Definition der „Anderen“ geht. Im Buch finden sich Formulierungen wie „nazistisch orientierte Kollegen“ (S. 73), „Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie“ (S. 107) oder „Nationale und Antisemiten“ (S. 59). Den Autoren ist es ein Anliegen, Menschen nicht schnell in bestimmte Schubladen zu stecken und daran zu erinnern, dass nicht nur Mitglieder der deutschen Minderheit Antisemiten und Nationalisten waren, sondern auch Teile der tschechischen Mehrheit. Das wird auch deutlich, wenn man sich die prekäre Situation vergegenwärtigt, in der sich jüdische Intellektuelle nach dem Münchner Abkommen in der sogenannten Zweiten Republik befanden. So wurde auch der berühmte Indologe Otto Stein im Januar 1939 von seiner Professur „beurlaubt“. Die Ausreise nach England gestatteten ihm die nationalsozialistischen Besatzer 1939 trotz Fürsprache bedeutender Briten nicht; er kam in Lodz (Łódź) zu Tode (S. 78).

Das Buch von Hlaváček und Radovanovič möchte aber nicht nur durch lebensgeschichtliche Erzählungen festgefahrene Vorstellungen über Tschechen, Deutsche und Juden in der Tschechoslowakei der Vorkriegszeit hinterfragen, es regt auch zu methodologischer und metahistorischer Reflexion an. Hier ist schon beim Untertitel „In Vergessenheit geratene Gelehrte der Deutschen Universität in Prag“ anzusetzen. Wenn es das Ziel des Buches ist, an Dinge zu erinnern, die aus „unserem nationalen Gedächtnis“ verdrängt wurden, wie die Herausgeber beteuern, dann sollte auch die Tatsache des Vergessens diskutiert werden. Hlaváček und Radovanovič vermitteln eher implizit, dass dieser Verdrängungsprozess auf das Konto des nationalsozialistischen und später des kommunistischen Regimes geht, statt zu fragen, inwiefern hier auch die Unfähigkeit der tschechoslowakischen Gesellschaft wirkte, das Narrativ von „bösen Deutschen“ und „guten Tschechen“ zugunsten einer komplexeren Sicht zu überwinden, die auch diese Schicksale integriert hätte.

Eine zweite Frage, die das Buch aufwirft, ist die nach dem Umgang mit Biografien und Erinnerungen. Das Anliegen, denen Raum zu geben, die sonst keine Möglichkeit zu „sprechen“ haben, ist verdienstvoll; Arbeiten, die auf Gesprächen mit Zeitzeugen beruhen und „Geschichten vergessener Menschen“ präsentieren, sind derzeit sehr populär, vermitteln sie doch ein Stück Authentizität. Gerade deswegen ist es nötig, dem theoretischen Hintergrund solcher Vorgehensweisen Beachtung zu schenken, denn es droht die Gefahr, dass hier Leben „umerzählt“ wird. Die Darstellung der „verdrängten Elite“ hat einerseits den Vorteil standardisierter Biogramme, die einen anschließenden Vergleich ermöglichen, andererseits werden die einzelnen Schicksale kaum durch einen Rahmen verbunden, die Autoren halten sich mit problematisierenden Schlussfolgerungen sehr zurück. Sie verweisen darauf, dass es ihnen nicht um eine wissenschaftliche Arbeit gehe (S. 11), darum hat das Bändchen auch keine Fußnoten. Ohne wissenschaftlichen Ehrgeiz ist sie dennoch nicht, ruft es doch zu einer kritischen Debatte über die Erste Republik, den Nationalismus und die Beziehungen zwischen Tschechen, Deutschen und Juden auf.

Prag

Marek Fapšo

Demshuk, Andrew: The Lost German East. Forced Migration and the Politics of Memory, 1945–1970.

Cambridge University Press, New York 2012, 302 S., ISBN 978-1-10-02073-3.

Forschungen zu den zahlreichen Zwangsmigrationen in der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts erleben seit den späten neunziger Jahren eine nahezu ununterbrochene Konjunktur. Die wachsende Zahl an Publikationen und Erkenntnissen hat kontroverse Diskussionen jedoch nicht erlahmen lassen, insbesondere mit Blick auf die sozial- und alltagsgeschichtlichen Dimensionen des Themas. Dies betrifft sowohl die Ereignisgeschichte von erzwungenen Migrationen selbst als auch die Geschichte ihrer Verarbeitung und der Erinnerung an sie. Vor diesem Hintergrund ist die hier zu besprechende Studie „The Lost German East“ zu begrüßen, die Andrew Demshuk an der University of Illinois als Dissertation vorgelegt und 2012 veröffentlicht hat.

Demshuk wendet sich der westdeutschen Nachkriegsgeschichte zu: Er nimmt das Verhältnis zwischen den organisierten Interessen der Vertriebenen in Verbänden und Landsmannschaften einerseits und der Masse der Vertriebenen andererseits in den Blick. Demshuk interessiert die Frage, „weshalb Vertriebene das Interesse an der revanchistischen Agenda ihrer Anführer (their leaders' revanchist agenda)“ im Laufe der Nachkriegsjahrzehnte verloren (S. 27). Der Autor reflektiert dazu einleitend die in der bisherigen Forschungsliteratur angeführten Gründe, insbesondere die fortschreitende ökonomische Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in einem vom wirtschaftlichen Aufschwung geprägten Westdeutschland der fünfziger und sechziger Jahre. Im Gegensatz dazu verleiht Demshuk der kulturgeschichtlichen Ebene stärkeres Gewicht: Er analysiert, welche Erinnerungen die Basis, also die breite Masse der Vertriebenen, nicht die Eliten in den Verbänden oder in der Parteipolitik, pflegten.

Demshuk hat zu diesem Zweck eine beeindruckende Fülle an Selbstzeugnissen der „einfachen“ Vertriebenen ausgewertet, angefangen von Heimatzeitungen und Rundbriefen bis hin zu privaten Korrespondenzen. Er konzentriert seine Analyse auf Schlesien und jene deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen, die von dort nach 1945 in die westlichen Besatzungszonen bzw. später die Bundesrepublik Deutschland gelangten. Seine Arbeit gliedert sich in sieben Kapitel: Nach der Einleitung skizziert der Autor zunächst den historischen Hintergrund (II.). Im III. Kapitel widmet er sich der Zeit unmittelbar nach Kriegsende und erörtert, wie die noch nicht vertriebenen deutschen Schlesier die Veränderungen wahrnahmen, die sich vor ihren Augen vollzogen: Der Einzug polnischer Siedler und polnischer Verwaltung veränderte das Lebensumfeld der Deutschen. Er schuf aus Sicht der Deutschen eine „transformierte Heimat (Heimat transformed)“ (insb. S. 109-114, Zitat S. 110). Die Kapitel IV, V und VI widmen sich den vielfältigen Thematisierungen von Heimat in privaten Erinnerungen, auf Heimattreffen und in Berichten über Reisen deutscher Vertriebener nach Schlesien (Heimatreisen). Das VI. Kapitel ist darin der spannendste Teil der Untersuchung, zumal in diese Richtung bisher nur wenige Forscher vorgedrungen sind. Demshuk zeigt hier, wie die wachsende Zahl an Reisenden sowie ihre mündlichen und schriftlichen Berichte über das, was sie an Neuem in Schlesien sahen, langfristig das „Zurechtkommen mit dem Verlust (coping with loss)“ und die „Erinnerungsarbeit erleichterte“ (S. 230).

Demshuk gelangt durch seine Analyse zu der These, dass in der breiten Masse der Vertriebenen die Unterstützung revisionistischer Ziele und das Interesse an landsmannschaftlicher Politik rasch schwand, weil die „Heimat der Erinnerung (Heimat of memory)“ und die „transformierte Heimat (Heimat transformed)“ immer weiter auseinanderdrifteten, je mehr sich einerseits die Vertriebenen-Basis an verklärten Erinnerungen festhielt und andererseits die Berichte über die rasanten Veränderungen der vormaligen Heimat durch die Integration Schlesiens in den polnischen Staat den deutschen Vertriebenen ein unübersehbar anderes Bild von Schlesien vor Augen führten.

Diese These mag zugespitzt klingen, und wirtschaftsgeschichtlich informierte Historiker werden zu Recht die Daten ökonomischer Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen als weiterhin notwendigen Teil einer Geschichte westdeutscher

Vertriebenenintegration anführen. Auch wird es Leser geben, denen Demshuks Umgang mit der Forschungsliteratur an einigen Stellen etwas zu großzügig ausfällt. Derlei mindert jedoch nicht die Forschungsleistung, die der Autor auf der Basis einer beeindruckenden Fülle von Alltagsquellen erbracht hat. Im Gegenteil: In die Forschungsdiskussion, welchen Einfluss sozial-, wirtschafts-, kultur- und politikgeschichtliche Faktoren auf die Veränderung von Erinnerung haben, bringen Demshuks pointiert vorgetragene Thesen neuen Schwung.

Marburg

Christian Lotz

Křestan, Jiří: Zdeněk Nejedlý. Politik a vědec v osamění [Zdeněk Nejedlý. Ein Politiker und Wissenschaftler in der Vereinsamung].

Paseka, Praha, Litomyšl 2012, 575 S., ISBN 978-80-7432-253-2.

Das tschechische Bild von Zdeněk Nejedlý oszilliert noch heute zwischen zwei Extremen: Für breite Teile der Öffentlichkeit ist Nejedlý eine nachgerade lächerliche Figur, ein seniler kommunistischer Funktionär, wie er vom absurden Theater Jára Cimrmans oder auch von Jiří Menzel in seiner Verfilmung von Bohumil Hrabals „Skřivánci na niti“ (Lerchen am Faden) karikiert wurde. Im antikommunistischen Diskurs der heutigen tschechischen Rechten gehört er indessen zu den Verantwortlichen für die Verbrechen des Regimes. Die Biografie von Jiří Křestan folgt keiner dieser beiden Perspektiven. Auch wenn es banal klingt: In diesem schönen, auch editorisch gut gemachten Buch wird der Versuch unternommen, Nejedlý zu verstehen. Diese Herangehensweise könnte zwar in Richtung „comprendre c'est pardonner“ gehen, und das umso mehr, als sich der Autor schon seit über zwanzig Jahren mit Person und Werk Nejedlýs befasst.¹ Doch diese Gefahr umgeht der Autor erfolgreich.

Das Buch umfasst eine kurze Einführung, sieben chronologisch aufeinander folgende Kapitel und ein Nachwort. Mehr als hundert Seiten nehmen dann die Anhänge ein: eine Zeittafel zu Zdeněk Nejedlýs Leben, einige Dutzend Fotos aus verschiedenen Lebensphasen, die Liste seiner Wohnorte und die bislang gründlichste Bibliografie der ihm gewidmeten Literatur (diese und das Namensregister wurden von Lenka Kločková angefertigt). Der Zeitrahmen des Buches überschreitet die biografischen Eckdaten. Einerseits berichtet der Verfasser kurz über Nejedlýs Vorfahren, andererseits geht er im Schlusswort auf dessen Nachleben und Position in der tschechischen Erinnerungskultur ein. Auf den dicht erzählten fünfhundert Seiten liefert Křestan eine Unmenge an Fakten, Anekdoten und Interpretationen, die aber, dank der Leichtigkeit seines Stils, den Leser nur in Ausnahmefällen ermüden. Die Erzählung bleibt lebhaft, phasenweise leicht ironisch, was schon von den langen Kapitelüberschriften signalisiert wird (z.B. Kapitel 1, „das in der Wiege beginnend

¹ Als besonders wichtig unter diesen vielen Arbeiten finde ich das kleine Buch über Nejedlýs Geschichtsphilosophie: *Křestan, Jiří: Pojetí české otázky v díle Zdeňka Nejedlého [Die Auffassung der tschechischen Frage im Werk Zdeňka Nejedlýs].* Praha 1996.

ziemlich altmodisch mit der Hochzeit endet“). Das Buch basiert nicht nur auf der detaillierten Kenntnis der Literatur über Nejedlý, sondern auch auf reichen Quellenbeständen, darunter auch den Moskauer Archiven, die Křesťan als einer der ersten tschechischen Spezialisten für die Kulturgeschichte der Nachkriegszeit so gründlich erforscht hat.

Die Biografie Zdeněk Nejedlýs auch nur in groben Zügen nachzuerzählen, würde den Rahmen einer Rezension sprengen. Darum werde ich lediglich die Aspekte erwähnen, die im Lichte von Křesťans Interpretation als besonders interessant erscheinen oder eine neue, bislang von der Forschung nicht berücksichtigte Perspektive eröffnen. Dafür bietet sich bereits das familiäre und lokale Milieu an, in dem Nejedlý aufwuchs. Beide Eltern entstammten der Provinzintelligenz, sein Vater verband seine Tätigkeit als Lehrer mit fieberhaften Aktivitäten auf dem Felde der Kulturvermittlung. Er schrieb Musikstücke, dirigierte und engagierte sich für das lokale Kulturleben, unterhielt auch Kontakte mit Kulturschaffenden aus Prag, die die Mühe nicht scheuten, die böhmische Provinz zu besuchen. So hatte der junge Zdeněk u. a. Gelegenheit, die beiden Großen kennenzulernen, die ihn bis zum Ende seines Lebens faszinieren sollten: Bedřich Smetana und Alois Jirásek. Kulturgeschichtlich ist dies insofern interessant, als Křesťan hier an einem konkreten Beispiel die für die tschechischen Eliten des 19. Jahrhunderts charakteristischen flachen sozialen Hierarchien und den damit verbundenen Demokratismus illustriert. Zwischen den schon zur Zeit ihres Lebens bewunderten Smetana und Jirásek einerseits und einem lokalen Kulturaktivisten andererseits tat sich keine tiefe Kluft auf. Es wäre vielleicht nicht ganz falsch, diesen auch von Nejedlý selbst erlebten Demokratismus der tschechischen Bourgeoisie mit seiner späteren Überzeugung, zwischen der tschechischen Nationalbewegung und Sozialismus gebe es eine tiefe Verwandtschaft, zu verbinden.

Nejedlýs Biografie bietet eine besonders gute Gelegenheit, dieses für die böhmische Geschichte des 20. Jahrhunderts wichtige Phänomen durch eine psychologisierende mikrohistorische Analyse näher zu erforschen. An mehreren Beispielen zeigt Křesťan, wie sich in der Weltanschauung und in der Lebensweise seines Helden Kleinbürgerlichkeit (mitunter Spießbürgerlichkeit) mit Sympathie gegenüber Avantgarde und Radikalismus verbindet. In seiner Emotionalität, mit der er sich ästhetischen Fragen näherte, der Bewunderung für Wagner und Nietzsche, in seinem komplizierten, widersprüchlichen Verhältnis zu den Frauen sowie in seinem Verständnis von Männerfreundschaft scheint Nejedlý geradezu typisch für die radikalisierten Intellektuellen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts gewesen zu sein. Symptomatisch war auch seine Neigung, sich mit einem hofartigen Kreis von Freunden und Bewunderern zu umgeben. Einer aus diesem Kreis war der Komponist und Dirigent Otakar Ostrčil. Als er sich Anfang des 20. Jahrhunderts in die Sängerin Gabriela Horvátová verliebte, unternahm Nejedlý viel, um den Freund vor der „gefährlichen“ Frau zu schützen, aus Angst, dieses Verhältnis würde das Talent des Komponisten zerstören. Aus der Hilfsaktion, die beide Männer auf verschiedenen Wegen nach Deutschland führte, wo sie – weit weg vom bedrohlichen Charme der Frau – eine Lösung finden wollten, wurde nichts. Diese Geschichte verdeutlicht aber die Stärke und Attraktivität des Verhaltensmodells, das besonders im deutsch-

sprachigen Raum in dieser Zeit relativ weit verbreitet war. Offensichtlich dachte und fühlte der spätere Schöpfer der marxistisch-leninistischen Interpretation der tschechischen Geschichte zu Beginn des Jahrhunderts über Männerfreundschaften, Frauenideale und die Liebe in denselben Kategorien wie z.B. der elf Jahre ältere „konservative Revolutionär“ und wichtige Verleger Eugen Diederichs² oder Walther Rathenau, der eine intime Freundschaft mit dem völkischen Herausgeber Wilhelm Schwaner unterhielt.³

Das Interessante an Nejedlýs Haltung ist, dass er solche Verhaltensmuster nicht mit konservativen oder völkischen Sympathien verband, sondern mit einer linksliberalen, betont progressiven politischen Überzeugung. Daraus ergab sich eine Spannung, die in Křestáns Erzählung mehrmals aufscheint, zum Beispiel in den Passagen zur Musikkritik. Nejedlýs konservativer Geschmack manifestierte sich in seiner Abneigung gegenüber Leoš Janáček, der ihm zu „primitiv“ erschien. Die jüngeren avantgardistischen Komponisten verstand er gar nicht, was ihn aber nicht davon abhielt, sich im Allgemeinen für die Avantgarde in der Musik auszusprechen. Dasselbe gilt für seine Urteile in der Literaturkritik. Nejedlý kannte zwar einige jüngere Autoren persönlich und unterstützte diese, blieb aber seiner Vorliebe für Jirásek treu. Auch führt Křestán mehrere Fälle an, in denen sich der um Hilfe gebetene Funktionär Nejedlý weigerte, sich für in Ungnade gefallene Künstler einzusetzen: nicht aus Angst, sondern eher aus Gehorsam gegenüber der Obrigkeit. Diese Veranlagung verweist ebenso auf bürgerliche Werte wie auf Rebellion. Die stalinistische Orthodoxie löste diese weltanschauliche Spannung, indem sie konservative Werte in der Kunst zu fortschrittlichen erklärte. Diese Tatsache – neben der Bewunderung, die Nejedlý für die in der UdSSR herrschende Disziplin aufbrachte – hilft, einige seiner Lebensentscheidungen zu verstehen.

Aufschlussreich ist auch, was Křestán zu Nejedlýs Haltung gegenüber der kommunistischen Macht in der Sowjetunion und nach dem Jahr 1948 im eigenen Land ausführt. Eine bisher unbekannte Geschichte, die er in Moskauer Archiven gefunden hat, zeigt Nejedlý beinahe als Opfer stalinistischer Verfolgung. Bei einer Diskussion unter sowjetischen Forschern gehörte er 1941 zu einer Gruppe, die sich skeptisch gegenüber der Behauptung zeigte, die russische kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung sei fortschrittlich gewesen. Schließlich habe sich dort die Entwicklung des Kapitalismus im Vergleich zu den anderen europäischen Staaten verspätet. Gegen die Autorin dieser These Militza Netschkina entwickelte sich eine Kampagne, die erst durch den deutschen Überfall auf die Sowjetunion und den Krieg unterbrochen wurde. Aber auch für die spätere Zeit unterstreicht Křestán Nejedlýs intellektuelle Unabhängigkeit von den kommunistischen Machthabern. Der alte Professor wider-

² Breuer, Stefan: Kulturpessimist, Antimodernist, konservativer Revolutionär? Zur Position von Eugen Diederichs im Ideologiespektrum der wilhelminischen Ära. In: *Ulbricht*, Justus H./Werner, Meike G. (Hgg.): *Romantik, Revolution und Reform. Der Eugen Diederichs Verlag im Epochenkontext 1900-1949*. Göttingen 1999, 36-59.

³ Loewenberg, Peter: Antisemitismus und jüdischer Selbsthaß. Eine sich wechselseitig verstärkende sozialpsychologische Doppelbeziehung. In: *Geschichte und Gesellschaft* 5 (1979) H. 4, 455-475.

sprach mehrmals Projekten seiner Ministerkollegen, hatte seine eigenen Ideen und Visionen, für die er mitunter hartnäckig kämpfte, auch wenn er in der zweiten Lebenshälfte Angst hatte, Opfer von Verfolgung zu werden. Es würde also zu kurz greifen, Nejedlý ausschließlich als Opportunisten zu charakterisieren, der sklavisch der Parteilinie folgte.

Sucht man in Křesťans Buch nach den Gründen dieser intellektuellen Unabhängigkeit und Prinzipientreue, bieten sich vor allem die unschönen Züge in Nejedlýs Charakter zur Erklärung an. Seine Selbstverliebtheit und sein Egoismus siegten schließlich über seine Angst und die Bereitschaft zur Anpassung. Schon am Anfang seiner wissenschaftlichen und publizistischen Karriere verlangte Nejedlý Anerkennung und scharte einen sektenartigen Bekennerkreis um sich. Später forderte er dasselbe auch von seiner Familie, die ihm übrigens viel weniger am Herzen lag als Prestige und Karriere. Dieser delikaten Materie nähert sich Křesťan vorsichtig und ohne Sensationslust, doch die Erinnerungen der Familienmitglieder sprechen eine deutliche Sprache: Zdeněk Nejedlý war eine narzisstische Persönlichkeit. Das erklärt vielleicht die Einsamkeit des Politikers und Forschers, die im Titel signalisiert wird und auf den ersten Blick nicht zu dem bewegten Leben eines übereifrigen Aktivisten passen will. Die einzige Einsamkeit, von der in diesem Buch erzählt wird, ist ein selbst gewählter, wenn auch nicht geplanter Verzicht auf intime Nähe mit der eigenen Familie und engsten Freunden.

Eine andere Eigenschaft, die Nejedlýs Unabhängigkeit den Machthabern gegenüber verstärkte, war, um mit den Worten Křesťans zu sprechen, seine „dualistische Seh- und Denkweise“. Praktisch bedeutete das, dass er dazu tendierte, alle seine Interpretationen in ein binäres Schema einzuordnen, dem er noch dazu moralische Werte zuschrieb. Folglich war es Nejedlý unmöglich, eine historische oder kulturelle Persönlichkeit zu loben, ohne dabei eine andere in drastischen Worten zu verdammen. Auch in diesem Fall erweist sich der stalinistische Schematismus als eine Denkweise, die der natürlichen Veranlagung Nejedlýs entsprach. Diese Neigung wurde durch seine Streitsucht noch verstärkt – auch dies eine Disposition, die sehr gut mit dem in den fünfziger Jahren dominierenden Mustern korrespondierte. So entstammte vieles, was Nejedlý als kommunistischer Funktionär schrieb oder befahl, nicht der Parteilinie, sondern seiner inneren Überzeugung.

Diese sauber dokumentierten kleinen Studien zum Innenleben Zdeněk Nejedlýs bilden die stärksten Passagen des Buches. Ebenso vorbildlich ist die Art, in der Křesťan das tschechische Kulturleben der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorstellt. Ob die Debatte über den „Sinn der tschechischen Geschichte“ oder die Auseinandersetzungen um die „Nationalkomponisten“, den Einfluss Masaryks auf die Intellektuellen des Landes oder die Kulturzeitschriften der Ersten Republik – all dies wird in Křesťans Buch erschöpfend und lebendig präsentiert. Schwächer wird die Darstellung dann, wenn Křesťan gezwungen ist, diesen (breit) um Nejedlý abgesteckten Bereich zu verlassen. Hier unterlaufen ihm kleinere Sach- und Verständnisfehler. So begann der deutsch-sowjetische Krieg nicht mehr als zwei Jahre nach dem September 1939 (S. 288) und nicht an der östlichen, sondern an der westlichen Grenze der Sowjetunion (S. 296). Nejedlýs scharfe Angriffe auf Polen in den Jahren 1943 und 1944 erscheinen nicht ganz so überraschend, wie Křesťan meint; schließ-

lich standen sie in Einklang mit der aktuellen Linie der sowjetischen Außenpolitik. Das Stichwort *Katyń* könnte wohl einige Äußerungen des tschechischen Professors erklären. Diese und andere Dinge lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen: *Křesťan* bringt offenbar den Fakten, die sich außerhalb des tschechischen Kontexts abgespielt haben, nur wenig Interesse entgegen. Je tiefer er in das soziale Milieu um *Nejedlý* eindringt, desto unschärfer sieht er die Phänomene und Parallelen, die außerhalb dieses Milieus zu finden sind. Oder er übersieht sie völlig. Nach eigener Aussage sieht sich *Křesťan* in der Tradition der hermeneutischen Literaturforschung. Dem Ideal des verstehenden Annäherns an das Thema kommt er phasenweise ziemlich nah; doch bedarf eine Biografie eines des wichtigsten tschechischen Politikers des 20. Jahrhunderts auch einer allgemeineschichtlichen Basis.

Warszawa

Maciej Górny

Franc, Martin / Knapík, Jiří: Volný čas v českých zemích, 1957-1967 [Free Time in the Bohemian Lands, 1957-1967].

Academia, Praha 2013, 573 S., ISBN 978-80-200-2229-5.

“Free time” is a rewarding concept to consider in the context of socialist Czechoslovakia – one that raises fundamental questions about possibilities for total state control and relative social autonomy in a dirigiste system that used physical force and other inducements (some “gentle”) to instill ideological conformity within a diverse population. What did free time mean in this context? Was it simply time off from hum-drum routines of work, school and everyday chores, was it also mental release from omnipresent party propaganda? Was free time – in whatever sense – ever fully “free” in socialist Czechoslovakia, where the party-state, with its various celebrations of work, aimed to have a monopoly on truth and used free time as one means for advancing that monopoly? Martin Franc and Jiří Knapík have written important studies concerning cultural politics and everyday life in socialist Czechoslovakia.¹ Their newest co-authored work is a history of free time in the Bohemian lands between 1957 and 1967, years of complex changes between Khrushchev’s “Secret Speech” and the Prague Spring.

The book contains five main chapters. Chapter One, “Free Time in Historical Perspective, 1945-1956”, provides background information on the decade preceding the book’s temporal focus. In this “founding” era, the Constitution of May 9, 1948 was written, guaranteeing the right to relaxation (*odpočinek*). Not all forms of relaxation were supported, however. The regime favored politically engaged and cultural/educational activities promoting the party-state and its ideology, and revealed a “quickly strengthening preference for collective forms of leisure and organized use of free time, the majority of them tied in some manner to individuals’ work classifi-

¹ See, for example, *Franc, Martin / Knapík, Jiří: Průvodce kulturním děním a životním stylem v českých zemích, 1948-1967 [A Guide to Cultural Events and Lifestyle in the Bohemian Lands, 1948-1967].* 2 vols. Praha 2011.

cation” (p. 20). The Revolutionary Trade Union Movement (ROH), factory clubs, and cultural houses were created in this time, as were the Czechoslovak Union of Youth (ČSM) and the Union for Cooperation with the Army (Svazarm). The free time of children and youth received special attention, because young people were considered to be “most easily manipulated” and “a sort of avant-garde of socialism” (p. 40).

In Chapter Two, “Free Time, 1957-1967: Contemporary Discussion and Demarcation”, Franc and Knapík begin their examination of free time during the decade leading up to the Prague Spring. The chapter presents contemporary expert opinions on the nature and function of free time – opinions that reveal diversity of thought and ideas from both halves of the Cold War divide. Antonín Červinka, a Soviet-inspired theorist at the Higher School of the Central Committee of the Czechoslovak Communist Party, argued that free time should consist of “active leisure, self-cultivation, the teaching of children, and active participation in public and cultural life” (p. 55). Radoslav Selucký, a reformist sociologist, found Červinka’s ideas to be too “utilitarian”, maintaining that “passive leisure and passive forms of fun” also had to be considered (pp. 55-56). The theories of French sociologist Joffre Dumazedier influenced Selucký and other Czechoslovak reformist sociologists. Dumazedier characterized free time as “the aggregate of activities, which a person can carry out with full arbitrariness (s plnou libovůlí), whether they relax or have fun or contribute to their personal development, when they are freed from their work, family, and social obligations” (p. 59).

With over 200 pages, the third chapter, “Free Time: The Regime, Society and the Individual”, is the book’s lengthiest part. It begins with a discussion of critical contextual shifts in Czechoslovakia around 1960, including the growth of consumerism in the face of economic crisis, some limited liberalization which intellectuals enjoyed more than other social groups, increased contacts with western countries, and “political apathy, particularly among youth” (p. 111). The authors argue that regime responses to these shifts contributed to “the progressive privatization of free time and decline in collective forms of spending it” (p. 111). Still, official organs continued to aim for “‘socially desirable’ spending of free time” (p. 134). A highlight of this chapter are the findings of a survey conducted in the late 1950s. The survey revealed low levels of interest in official free-time activities, particularly among workers and working-class youth (pp. 207-209). As a result, party-state organs undertook some diversification of official free-time activities, trying to appeal to “personal motivation and satisfaction” (p. 211). A slightly broader array of “interest activities (zájmové činnosti)” was offered, albeit within the confines of official structures and goals. Attention to youth increased due to perceptions about “the passivity of the young generation in political life and especially the growing problem of their criminality” (p. 277). This chapter suggests that the party-state was not in total control of its population – that it reinvented its policies in order to overcome social disinterest. This suggestion invites analysis of possibilities for total state control and relative social autonomy in socialist Czechoslovakia through the study of everyday life.

Following the lengthy third chapter is a short chapter entitled “‘The Pathology of the Free Time’ of Adults and Youth.” Despite its brevity (only 25 pages), this might

be the book's potentially most important part. Here the authors present key examples of alternative, non-sanctioned pastimes, including listening to rock music, nudism, church attendance, heavy drinking, drug use, gambling, prostitution, and other forms of working when not on the job (*melouchaření*). In official eyes, these were "non-desirable remnants of earlier habits from the capitalist period or the results of brisk subversive activities from the West"; they were "negative phenomena" belonging to „the pathology of free time”, which needed "definitive removal" (p. 312). Statistics indicate significant levels of participation in non-sanctioned pastimes. For example, in 1962 Czechoslovakia ranked sixth in the world for highest alcohol consumption (p. 317) and around 1967 there were almost 10 000 prostitutes registered with the police (p. 324). The regime tried to eliminate these undesirable free-time activities, but with limited success. "Pathology" among youth posed a particular challenge; in 1964 the number of legally punishable acts among people between the ages of 15 and 18 rose 43 % (p. 329). Particularly worrisome were statistics showing "that the youthful culprits of punishable acts came overwhelmingly from workers' families" (p. 332). This very important chapter could better serve as the book's last substantive chapter and more systematically consider what unofficial free-time activities reveal about party-state power in socialist Czechoslovakia.

Chapter Five, "Contemporary Forms of Spending Free Time", builds upon the information presented in Chapter Three and provides further facts about more individualized and privatized "non-pathological" free-time activities from 1957 to 1967. Domestic travelling to chateaux, the water, and weekend houses (*chaty* and *chalupy*) is discussed, as is foreign travel. The section on camping includes details about consumer goods increasingly available for this pastime and Pioneer camps for children. Many of the book's final pages are devoted to television watching with mention of favorite shows, collecting of stamps and match-box covers, do-it-yourself activities, and model building.

This book is worthwhile reading for scholars seeking to understand the complexities of state-society relations under socialism through the lens of everyday-life activities. Franc and Knapík deftly draw evidence from films, contemporary periodical literature, recent Czech dissertations treating postwar social history, and archival records of leading Communist Party organs, including the Central Committee, ministerial records pertaining to education and culture, holdings in the All-Union Archive (*Všeodborový archiv*), and police reports in the Security Services Archive (ABS). Some comparisons are made to the Polish and East German cases.

The authors suggest that future studies of free time in socialist Czechoslovakia could give more attention to local history and use more oral history. One could hope that future studies also give more conceptual and methodological attention to the meaning and significance of "free time" in systems of single-party rule with command economies, and perhaps in pluralist, free-market systems, as well, where the differences might not be so tremendous as are sometimes presumed.

Auburn

Cathleen M. Giustino

Kind-Kovács, Friederike/Labov, Jessie (Hgg.): Samizdat, Tamizdat & Beyond. Transnational Media During and After Socialism.

Berghan Books, New York & Oxford 2013, 366 S., 6 Abb., ISBN 978-0-85745-585-7.

Transnationale Netzwerke mit ihren Infrastrukturen, Medien sowie damit zusammenhängende Fragen von Übersetzung, Performanz und Materialität werden gern für „westliche“ Nationen und ihre ehemaligen Kolonialreiche diskutiert. Der vorliegende Band zeigt auf, inwiefern eine Betrachtung des osteuropäischen Sam- und Tamizdat als gesamteuropäische bzw. globale Phänomene diese Debatten bereichern kann.

Die Herausgeberinnen möchten Samizdat und Tamizdat als transnationales Mediensystem verstanden sehen, dessen Bandbreite sich nicht nur auf politische Texte reduzierte. Ihnen geht es darum, dass sich Samizdat und Tamizdat auch auf Kunst, Literatur und Musik in ihrer jeweiligen Form und ihren verschiedenen Inhalten erstreckten und so sehr unterschiedliche Erfahrungs- und Rezeptionsebenen umfassten. Entsprechend propagieren sie einen breiten Begriff von Samizdat, der alle Publikationen einschließt, deren Form oder Inhalt vom sozialistischen Staat nicht gebilligt wurden. Zugleich thematisieren sie mit dem Verweis auf das Forschungsdesiderat zu „schlechtem“ Samizdat – etwa Publikationen mit politisch „inkorrekten“ Inhalten wie Antisemitismus – oder dem Hinweis, dass die Zensur jegliche inoffizielle Textproduktion von vornherein adelte und zugleich die unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg von Samizdat war, wie politisch und selektiv die Wahrnehmung dieses Mediums war. Entsprechend plädieren die Herausgeberinnen für eine überfällige Depolitisierung und Historisierung des Phänomens. Darüber hinaus verweisen sie darauf, dass Samizdat im Tamizdat nicht einfach ein im Westen produziertes Äquivalent fand; vielmehr entstand eine mitunter ernstzunehmende Konkurrenz zwischen den beiden Publikationsformen.

Wie so oft in der transnationalen Geschichte sind die hier zusammengetragenen Beiträge in der einen oder anderen Weise vor allem Erfolgsgeschichten; lediglich der Beitrag von Cristina Petrescu über die Ansätze zu einem rumänischen Tamizdat erinnert an die weitgehende Unterbindung eines rumänischen Samizdats. Dabei nehmen die Beiträge zum einen immer wieder zitierte Kommunikationsnetze zwischen Ost und West neu in den Blick. So sieht Ann Komaromi den nordamerikanischen Ardis-Verlag in Anschluss an Marcel Maus als transnationale Plattform eines geistigen, auf dem Ritual der gegenseitigen Gabe basierenden Intellektuellenprojekts. Friederike Kind-Kovács versucht sich an einem erneuten, entpolitisierten Blick auf Radio Liberty als ein verbales, vertrauensbildendes Medium, dessen sich osteuropäische Intellektuelle primär als Mittel zur Verbreitung von Literatur (und nicht so sehr, wie von den Geldgebern intendiert, von politischen Botschaften) bedienen. Zum anderen geht es auch um bislang weniger prominent verhandelte Grenzgänge: So schlüsselt etwa Lars Fredrik Stöcker die transbaltischen Transport- und Verlagsnetzwerke zwischen Polen und Schweden auf, in denen die Einbindung von anderen Gruppen jenseits von intellektuellen Zirkeln in das Samizdat/Tamizdat-Netzwerk zumindest aufscheint. Einen vermeintlich ideologischen Grenzgang in der Emigration zeichnet Karolina Zioło-Puzuk anhand der Zusammenarbeit zwischen dem

traditionsreichen polnischen Emigrationsjournal „Kultura“ und der vom als strammer russischer Nationalist geltenden Wladimir Maximow herausgegebenen Zeitschrift „Kontinent“ nach.

Neben diesen Grenzgängen sind es Dimensionen von Medium und Markt, die in diesem Band angeschnitten werden, etwa wenn es um den spezifischen „sound“ von Bardenliedern (Brian A. Horne) oder die Abwanderung von Künstlern vom Samizdat in den vielversprechenderen Tamizdat geht (Valentina Parisi). Hinzu kommen Beiträge zu Fragen der Potenzierung illegaler Publizistik durch neue Technologien, wobei neben einem Beitrag zur Nutzung von Video in der ČSSR und dem Internet im heutigen Russland ein Aufsatz zu Samizdat und Internet in China einen weiteren Horizont zu öffnen versucht. Es bleibt zu hoffen, dass diese Beiträge einerseits in der allgemeinen Diskussion zu globalisierten Medien und ihren lokalen Bedeutungen Resonanz finden, diese Ansätze andererseits aber auch noch weiterentwickelt werden. Denn hier liegt noch mehr Potential, will man das Spezifische sowie die verschiedenen Politiken von Samizdat/Tamizdat jenseits der zeitgenössischen Politisierung erfassen und sie mit anderen Phänomenen vergleichen.

Am ausgereiftesten und aufschlussreichsten sind wohl die Beiträge von Muriel Blaive und Agnes Arndt zu Ideentransfers im Umfeld von Samizdat und Tamizdat. Blaive zeigt für die ČSSR auf, wie Samizdat und Tamizdat Opfernarrative sehr unterschiedlicher Gruppen zusammenbrachte: So gingen westliche Beobachter generell von einem Opferstatus der osteuropäischen Bevölkerungen aus. Tschechoslowakische Reformkommunisten mussten in den sechziger Jahren ihre eigene Rolle im Stalinismus erklären, wofür sie einen Hinweis in einer Untersuchung zu den Schauprozessen des reformkommunistischen Historikers Karel Kaplan so ausdehnten, dass die tschechoslowakische Partei besonders stark von den stalinistischen Säuberungen betroffen gewesen zu sein schien. Dieses Narrativ der Reformkommunisten verband sich nach der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ und dem „erneuten“ Opferstatus dieser Kommunisten mit einem klassischen Argument der antikommunistischen Nachkriegsemigration. Deren Verständnis nach war das tschechoslowakische Volk per se stark demokratisch eingestellt, was der stalinistische Terror umso umfassender hätte bekämpfen müssen; dieser Terror erklärte dann auch, warum es neben dem polnischen und dem ungarischen „1956“ nicht auch einen tschechoslowakischen Volksaufstand gegeben hatte. Die breite populäre Basis, die der Kommunismus nach 1945 in der ČSSR genoss, konnte so genauso ausgeblendet werden wie die letztlich verhältnismäßig gering ausfallenden Opferzahlen des Terrors. 1968 verbanden sich somit Narrative sehr unterschiedlicher, wenn nicht antagonistischer Gruppen zu einem historischen Paradigma tschechoslowakischer Demokratietradition und besonderer Opfererfahrung, die der Westen aufgriff und verstärkte. Mit der Zusammenführung der verschiedenen Genealogien, ihrer Verschränkung im Sam-/Tamizdat und ihrer Wirkungsmacht in Ost wie West legt Blaive nicht nur das hochgradig politische Potential dieser Medien offen; sie erinnert Historiker auch an die eigene Anfälligkeit für auf den ersten Blick historische, letztlich aber stark politisierte Heilserzählungen.

Zu diesen Heilserzählungen zählt auch immer wieder das vermeintlich allgemeingültige Paradigma der Zivilgesellschaft. Deren Genealogie und Verständnis in Ost-

europa schon vor der Ära der Transformationstheorie mit ihren zivilgesellschaftlichen Prämissen ist Gegenstand vonANGES ARNDTS Beitrag zur Interpretation von Zivilgesellschaft in polnischen Intellektuellenkreisen, zunächst in der Emigration und im Austausch mit westlichen Intellektuellen, dann über die Rezeption von Emigrationszeitschriften wie „Kultura“ in den Dissidentenkreisen der siebziger und achtziger Jahre in Polen. Hier war wohlgemerkt zunächst nicht die Rede von Zivilgesellschaft, sondern von einem „neuen Evolutionismus“, dessen Fokus nicht die Revolution gegen die Herrschenden bildete, sondern ein „langer Marsch“ der Transformation, die vor allem auf die Gesellschaft als zukunftsrelevant und dann erst auf ihr Verhältnis zum Staat abhob. Der Beitrag kann hier neben der gegenseitigen Beeinflussung auch die unterschiedlichen Rezeptionskontexte zumindest für Ostmitteleuropa und den Westen kenntlich machen, etwa wenn die Emigranten feststellen mussten, dass nicht nur ihre Gesprächsbemühungen mit westlichen Intellektuellen einer gemeinsamen Sprache bedurften, sondern auch ihr junges intellektuelles Publikum ihre Ideen in der Sprache des Sozialismus aufgriff und weiterdachte. Das Konzept blieb vage, bildete aber zugleich eine attraktive Handlungsgrundlage in Polen und wurde in den achtziger Jahren letztlich doch Grundlage eines gemeinsamen transnationalen Diskurses über die Möglichkeiten bürgerlichen Handelns. Interessant wäre gewesen, inwiefern nicht nur die polnische, sondern auch die breitere osteuropäische Emigration in Paris relevant war für diesen Verständigungsprozess. Immerhin ähneln die von ARNDT beschriebenen Diskussionen in Teilen denen sowjetischer Rechtsverteidiger, die in der Emigration in Paris ebenfalls in engem Kontakt mit „Kultura“ standen.

Diesen historischen Analysen transnationaler Politisierungsprozesse folgen dann ironischerweise weitere Beiträge, welche die von den Herausgeberinnen postulierte Entpolitisierung zu konterkarieren scheinen. BARBARA FALKS Beitrag zu den „Lehren“ von SAMIZDAT für den arabischen Frühling und JACQUES RUPNIKS Überlegungen zum Erbe des Dissens dürften hier Anlass für Diskussionen geben. Damit ist der Band eine gute Bestandsaufnahme zur laufenden Historisierung von SAMIZDAT und TAMIZDAT. Auch wenn, wie meist beim Genre des Sammelbandes, ein paar Autoren ihre Beiträge analytischer hätten gestalten können, darf man auf die jeweiligen Einzelstudien genauso gespannt sein wie auf die Vertiefung der im Band aufgeworfenen Fragen.